Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreiundzwanzigster Jahrgang

Nr. 26 Marburg i. H., den 24. Juni 1909

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3.15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Rede des Dean of Westminster in der Universität zu Berlin am 15. Juni — Die Zustände in Nordschleswig. 3. Kulturen und Parteien — Gott und der betende Mensch — Arthur Drews' Christusmythe — Literaturbriefe: 20. Ueber „wissenschaftliche" und religiöse Weltanschauung — Verschiedenes: Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Rede des Dean of Westminster D. Robinson

in der Universität zu Berlin am 15. Juni

Ich möchte diese Gelegenheit benutzen, um ein paar Worte des Dankes auszusprechen über die schon bestehenden Beziehungen zwischen deutschen und englischen theologischen Studien; und zwar besonders über den Wechsel, der in dieser Beziehung stattgefunden hat innerhalb des Zeitraums, der mir bekannt ist: in den letzten dreißig Jahren. Während der unmittelbar vorhergehenden Zeit war diese Beziehung völlig einseitig; denn deutsche Theologen hatten von englischer Theologie nichts zu sagen; sie hatten kein Interesse dafür, ja, ich glaube nicht, daß sie englische Bücher lasen. Englische Theologen dagegen hatten zwar angefangen, deutsche Bücher zu lesen, aber sie lasen sie mit Mißtrauen und unterwarfen sie einer sehr strengen Kritik. Die Geistlichen betrachteten im allgemeinen deutsche Theologie als ungesund und gefährlich, und sie nährten ein Mißtrauen gegen Alle, die sich damit befaßten und gar darauf ausgingen, sie in England bekannt zu machen. Man erinnere sich, daß die herrschende Theologie in Deutschland zu jener Zeit die Tübinger Schule war. Das Werk von Ferdinand Christian Baur, seine kritische Rekonstruktion der Ursprünge des Christentums, worin er die meisten Bücher des Neuen Testaments verwarf, war englischen Geistern durchaus zuwider. Aber es erwies sich doch als eine sehr wertvolle Anregung. Der Streit mit der Tübinger Schule ist auf unserer Seite hauptsächlich verbunden mit den Namen Lightfoot, Westcott und Hort in Cambridge, Salmon in Dublin und Sanday in Oxford, von denen nur der Letzte — venerabile nomen — heute noch lebt. Diese Männer hatten Alles gelesen, was in Deutschland über die Gegenstände geschrieben war, mit denen sie sich beschäftigten; Hort, der größte unter ihnen, hatte Alles gelesen auf dem ganzen Gebiete der biblischen und patristischen Wissenschaft. Sie alle erkannten die große Anregung, die die Tübinger Schule englischen Gelehrten gegeben hatte, aber sie stimmten zugleich darin überein, daß sie die Hauptsätze, die diese Schule aufstellte, zurückwiesen.

Als wir, von der jüngeren Generation, zu arbeiten anfingen, war die Tübinger Theorie tot. Lightfoot hatte es in seiner kräftigen Weise ausgesprochen, daß er den letzten Nagel in den Sarg der Tübinger Theorie getrieben habe. Auch in Deutschland waren die Gelehrten unzufrieden damit und gingen auf etwas abweichenden Wegen vorwärts.

Und ein Wechsel trat langsam ein in der Haltung Ihrer Gelehrten gegenüber den unsrigen; denn deutsche Theologen hatten angefangen englische Bücher zu lesen und in ihren Werken sich auf diese zu beziehen. Ich kann mich z. B. erinnern, daß ich vor 26 Jahren, als ich Kaplan des Bischofs Lightfoot in Durham war, eines Morgens zu ihm sagte: „Mylord, ich habe etwas über die Lightfootsche Theorie gelesen." „Oh, sagte der Bischof, das muß mein großer Namensvetter sein", indem er sich auf den berühmten John Lightfoot der Horae Hebraicae bezog. „Aber, Mylord, antwortete ich, auf der nächsten Seite stand etwas über die Westcottsche Hypothese." „Dann, sagte er, haben Sie einen meiner deutschen Freunde gelesen."

So hatte also der Wechsel begonnen: „einer meiner deutschen Freunde." Wir pflegten stolz zu sagen, daß Lightfoot die Deutschen dahin gebracht habe Englisch zu lesen, und wir waren entschlossen Etwas zu schreiben, das sie lesen mußten.

Und lassen Sie mich hier auch aussprechen, daß wir auch schnell dahin gelangten von „unseren deutschen Freunden" zu sprechen. Der erste deutsche Satz, den ich zu verstehen versuchte, war ein Satz von D. Harnack. Ich fand ihn sehr schwer und mußte es damals aufgeben; aber ich gab das Deutsche nicht auf, bis ich genug konnte, um fast Alles zu lesen, was D. Harnack und D. Zahn geschrieben hatten, und jeder dieser großen Gelehrten hat mich mit seiner Freundschaft beehrt und mit der liebenswürdigen Uebersendung seiner neuen Schriften.

Denn Deutschland ist sehr bereit zur Anerkennung englischer Arbeit geworden, und ich bin ihm besonders verpflichtet. Die Doktorwürde der Philosophie wurde mir von Göttingen und die der Theologie von Halle erteilt, nicht für meine persönliche Arbeit, sondern weil ich der Herausgeber einer Sammlung war, betitelt Texts and Studies, einer bescheidenen Nachahmung von D. Harnacks berühmten „Texten und Untersuchungen", einer englischen Sammlung, von deren Mitarbeitern einer der berühmtesten, D. Rendel Harris, sich zu unserer Freude unter uns befindet.

Deutschland und England hatten angefangen, sich auf diesem speziellen Gebiete der wissenschaftlichen Theologie zu verstehen. Vernachlässigung auf der einen und Mißtrauen auf der andern Seite waren langsam geschwunden. Sie hatten sogar angefangen, gemeinsam zu arbeiten. Deutsche Gelehrte waren bereit, selbst ihr unveröffentlichtes Material englischen Gelehrten zur Verfügung zu stellen, und englische Gelehrte konnten manchmal dasselbe tun. Ja, wir haben sogar einen englischen Gelehrten, D. Burn, unter uns, der mit einem deutschen Gelehrten über einen dunklen und schwierigen Stoff so weit gemeinsam gearbeitet hat, daß er tatsächlich englische und deutsche Kapitel zusammen in demselben Buche hat drucken lassen.

Der Punkt, auf den ich hinaus will, ist dieser. Wir sind von einer Periode des Mißtrauens und des Gegensatzes zu einer Periode hilfsbereiter Mitwirkung gelangt. In vielen Dingen stimmen wir nicht überein. Wir Engländer sind noch sehr konservativ, wir sind Kritiker der Kritik. Aber wir haben von Ihrer deutschen Methode gelernt, und wir haben uns die Früchte Ihrer erstaunlichen Gelehrsamkeit angeeignet. Wir haben dasselbe hohe Ziel wie Sie: die geschichtliche Wahrheit zu finden, was sie uns auch kosten möge, und wir sind Ihnen dankbar dafür, daß Sie uns erlauben, in dem Streben nach Erkenntnis mit Ihnen zusammen zu arbeiten.

Ich wiederhole es, das Mißtrauen hat sich in Mitwirkung, in gemeinsame Arbeit verwandelt. Dürfen wir dem günstigen Omen vertrauen? Die historische Theologie ist zwar nur ein kleiner Teil menschlicher Tätigkeit, aber sie ist ein wichtiger. Dürfen wir hoffen, daß auch in anderen Beziehungen des Lebens derselbe Wechsel eintreten wird? Daß wir auch dort lernen werden mit Aufrichtigkeit und Vertrauen von „unseren deutschen Freunden" zu sprechen und so schließlich dahin gelangen, daß sich das Mißtrauen in Mitwirkung umsetzt?

D. Harnack hat vor kurzem seine eigne Ueberzeugung ausgesprochen, daß dies der Weg ist, den die Vorsehung die beiden Nationen führt. Wir danken ihm für seine edlen Worte. Sollte dies ein Traum sein, so ist es ein Traum, der des Träumens wert ist, einer jener Träume, die viel zu ihrer eignen Erfüllung beitragen.

Wir bedürfen solcher begeisternden Eingebung, um unsere Hoffnung zu heben und unsere Besorgnisse für den Augenblick zu beruhigen. Denn ich kann Ihnen ein Gefühl ernster Besorgnisse nicht verhehlen. Der Friede hat viele und wahre Freunde in beiden Ländern, aber er hat auch ernste Feinde. Die Mächte, die dem Frieden feindlich sind, sind nicht unsere Monarchen, nicht unsere Staatsmänner, nicht die Parlamente, nicht der Kaufmannsstand, alle diese sind, glaube ich, bei beiden Völkern Freunde des Friedens. Unser Besuch hat uns in der Gewißheit sehr gestärkt, daß dies in Deutschland der Fall ist.

Aber es gibt unbestimmbare nationale Gewalten, die wir nicht verstehen und nicht beherrschen können. Sie erzeugen Mißtrauen und Gegensätze, sie sind gefährlich für beide Nationen, und sie verzögern die Fortschritte der Menschheit.

Ist es möglich, daß die Pflege der Freundschaft zwischen einzelnen Personen beider Nationen diese feindlichen Gewalten unwirksam machen kann? Wenn das der Fall ist, so laßt uns daran denken, daß die Heimat der wahren Freundschaft die Kirche Christi ist. Es ist ein wirklicher Schritt vorwärts, daß wir, die Repräsentanten der englischen Christenheit, durch Ihre gütige Liebenswürdigkeit in den Stand gesetzt worden sind, zurückzugehen und von „unseren deutschen Freunden" zu sprechen.

So möge die Freundschaft auf natürlichem Wege verbreitet werden, das Mißtrauen allmählich gemeinsamer Arbeit weichen: dann wird langsam, langsam aber sicher, ein neuer Tag für unsere beiden Völker hereinbrechen und durch unseren Einfluß und unser Beispiel für alle Völker der Welt.

Die Zustände in Nordschleswig

Von einem Nordschleswiger

> Der beste Patriotismus ist nichts Anderes als klare Einsicht in die starken und schwachen Seiten einer Nation. H v Sybel

3. Kulturen und Parteien

1. Unser Satz, daß die Staatszugehörigkeit nur durch die Arbeitsmethoden der miteinander ringenden Kulturen bestimmt werde, nicht durch den juridischen Besitzanspruch, der erst sekundär der endlich siegenden Kultur zufalle, enthält in sich eine Fülle politischer Dogmen eingesponnen, die abzuwickeln nicht ganz erläßlich ist: denn sie sind die leitende Maxime der weiteren Wirklichkeitserfassung.

Die Evolutionen der Geschichte, nicht das sogenannte „Selbstbestimmungsrecht" eines Stammes, haben, zumeist mit blutigem Griffel, die Landesgrenzen zu zeichnen. Zigeunervölkern und Nomaden steht vielleicht ein solches „Selbstbestimmungsrecht" zu: im christlichen Kulturstaate bedeutet die Prätension, aus partikularistischem Sonderinteresse Verschiebungen der Landesgrenze zu fordern, die Leugnung des Relationsfundamentes*), welche diese Rechtsforderung erst ermöglicht, kurz, ist eine contradictio in adjecto. Es wird im besonderen Aufgabe des Dänen als Christen und Politiker sein, von hier aus seine Forderungen zu bereinigen.

*) Für weniger logisch Geschulte könnte man etwa sagen: des Rechtsprinzips, welches diese Forderung erst ermöglicht. D H

Hat das „historische Recht" in der Tat sein Fundament in der Kulturverwirklichung der lebendigen Gegenwart, so ist es freilich als ein fließendes in den Strom der Entwicklung einbezogen, doch wohlverstanden einer Entwicklung im Reiche des Geistes, der sittlichen Freiheit. Es **wird** nicht von ohngefähr; sondern nach Maßgabe unserer Aktivität **erschaffen** wir unser Recht zugleich mit der Einwurzelung unserer Kultur und **verlieren** unsere Rechtsgründe mit der Entwurzelung unserer Kultur durch eine andere.

Gewinnt also die Kultur mit ihrem Sein auch ihr Gelten, so hat der Staat ein vitales Interesse an der Vorherrschaft nationaler Kultur, zunächst aber daß überhaupt Kultur sei. Unkultur, die zugleich das ethische Oedland des Rechtsmangels ist, ist von dem Staate, eventuell auf dem Wege der Zwangserziehung, zu überwinden: denn der Staat ist nur, in sofern er „historisches Recht" schafft. Wo aber eine sittlich mögliche Fremdkultur, vollends gar eine Individuation christlicher Kultur, um die Volksseele mit der nationalen wettstreitet, ist die Wahlstatt der Boden sittlicher Freiheit: es bleibt dem Staat kein anderer Weg des Eingreifens, als unter völligem Verzicht auf Zwangsmittel die eigene nationale Kultur durch seine sozialen Institutionen am wohlfeilsten und dadurch der freien Aneignung am angenehmsten zu machen. Das gilt besonders für Preußen, in welchem der einzig mögliche Begriff der Sittlichkeit durch Kant, des Staates durch Fichte für Staatsdauer gegeben ist.

Als Zusatz ergibt sich ferner, daß so wenig der Staat einer Fremdkultur innerhalb seiner Grenzen wohl gewogen sein kann, er so sehr doch allewege den Grundsatz respektieren muß: das kulturelle Leben der Familie ist Privatsache. Praktisch ist das ganz ungefährlich: denn abgesehen von den meist unzureichenden Mitteln des Privatmanns zu kultureller Eigenbrödelei muß der — lebensfähige — Staat mit der gesunden Vernunft seiner Bürger rechnen, nach welcher es am opportunsten bleibt, im deutschen Lande als deutscher Bürger deutsche Kultur zu pflegen. Wo das aber nicht geschieht, bleibt es gleichwohl dem Staat aus seinem eigenen wohlverstandenen Interesse verwehrt, mit Gewalt und Zwang auf das fremdkulturelle Leben der Familie einzuwirken; es gilt hier das Wort: My home is my castle. Nicht sowohl auf Grund seiner konstitutionellen Verfassung, als in der völkerpsychologischen Erkenntnis, daß jeder Eingriff nur um so lebhaftere Ablehnung zeitigt, muß die Haltung des Staates eine zuwartende bleiben, getragen von dem Glauben an den überragenden Wert der nationalen Kultur und an die Untadeligkeit seiner eigenen kulturtragenden Institutionen (Schule, Kirche 2c.).

2. Im Ganzen hat Preußen-Deutschland bis 1888 diese Haltung in dem kleinen Nord-Schleswig gewahrt.

Nach den Jahren der Inkorporation und Konsolidierung, besonders nach der Löschung des § 5 (des Prager Friedens) im Jahre 1878 haben wir eine ruhige Versöhnungspolitik hier oben geführt, so freundlich und milde, wie es der zukunftsgewisse Glaube unsers alten Kaisers war. Wir hatten politisch reife Männer gesetzten Alters zu Landräten, Bleiken, von Rosen, von Bonin, Schreiber usw., welche zwar von unersättlichen extremen Eiderdänen als „Verdeutschungsmänner" getadelt worden sein mögen, von der deutschen **und** dänischen Bevölkerung selber jedoch im ehrenden Andenken gehalten werden. Die deutsche Kulturpolitik in Kirche und Schule, wirtschaftlicher Verwaltung wie gerichtlicher und polizeilicher Zucht trat gewiß und mit Recht überall mit der deutlichen Betonung auf, daß wir hier im deutschen Lande seien; Familienrechte, bürgerliche Freiheiten, Sprache und Volksgepräge aber wurden im Ganzen genommen mit keuscher Hand und zartem Taktgefühl geschont, und die kleine politische Schar dänischer Hitzköpfe fand im Volke nur träges Echo. Die ganze deutsche Haltung war getragen von dem ruhigen Bewußtsein, daß unsere Kultur im Laufe der Jahrzehnte die Gegensätze völlig nivellieren würde, und die Dänen befanden sich in entsprechender Resignation. Kurz, bis 1888 gab es keine nordschleswigsche Frage mehr.

Unser junger Kaiser interessierte sich von Anfang an besonders für Schulreformen, und es blühte in jener Zeit das

irreführende Wort, wer die Jugend habe, habe die Zukunft. Irreführend, weil auch die Ideale und Gesinnungen der Jugend sich nicht „machen" lassen. Es fanden Männer Gehör, denen es nicht „schnell genug hier oben ging", und so sollte jetzt, wie Preußen so oft in Aktionen, die volkspsychologischen Takt erfordern, eine grenzenlos ungeschickte Hand gehabt hat (Altlutheraner, Kulturkampf usw.), die Verdeutschung Nordschleswigs „gemacht" werden. Es erschien am 18. Dezember 1888 als erste Weihnachtsgabe des neuen Herrn jenes Sprachreskript: die dänische Muttersprache, welche bisher in zwei Dritteln aller Stunden Unterrichts-Gegenstand und -Sprache gewesen war, wurde bis auf vier Religionsstunden, die aus Rücksicht auf die dänische Kirchensprache blieben, aus der Schule verbannt. Wohlgemerkt, ohne diese wenigstens durch zwei, eventuell fakultative, dänische Sprachstunden zu unterbauen.

Nun ist zunächst auf das bestimmteste gegenüber aller fälschlich liberal genannten Sentimentalität festzuhalten, daß es keineswegs für den Staat aus seinem Wesen als Pflicht sich ergibt, die Muttersprache eines Stammes durch die Schule zu erhalten. Einerseits ist die Schule, so sehr das Elternhaus ein vitales Interesse an ihr hat, des Staates; andererseits schafft erst der Staat den Rechtsboden, auf dem Sonderrechte basieren können. Gerade für das Deutsche Reich, in dem durch Jahrhunderte Generationen verblutet sind um partikularistischer Sonderrechte willen, muß die Rücksicht auf das Gesamtinteresse einzig entscheidend bleiben. Ob also der Staat eine Sondersprache innerhalb seiner Institutionen fördern oder nur dulden soll, ist lediglich eine Opportunitätsfrage.

Die Kathedertheorie unsers jüngst verstorbenen Landsmanns Friedrich Paulsen, daß Doppelsprachigkeit allemal ein kultureller Vorzug eines Territoriums sei, gewinnt in praxi ein mephistophelisches Antlitz: faktisch, auch von den Dänen anerkannt*), war für uns die Zweisprachigkeit ein Kulturhemmnis, und so ist Nord-Schleswig durch mehrere Jahrzehnte hindurch ein Hinterwäldlerland gewesen. Die politische Abneigung des Dänen wider die deutsche Kultur hier, die erhabene Ignoranz des Durchschnittsdeutschen gegenüber allem Dänischen dort überlassen den Gewinn, an zwei Kulturen teilzuhaben, einer geringen Zahl vorurteilsfreier Familien. Die weitverbreitete Zweisprachigkeit als solche aber fällt meistens unter den Titel der Kellnergewandtheit und damit aus unserer Betrachtung.

Schließlich ist für unsere Volksschulen der Unterricht in zwei Sprachen, auch als Sprache des Unterrichtens bei den vielen Versäumnissen und Dispensationen, bei den vielen Unterrichtsstufen in derselben Klasse (besonders hinderlich in den zahlreichen einklassigen Schulen) eine fast unlösbare Aufgabe. Während der Erfolg des deutschen Unterrichts (durchschnittlich etwas mehr als ein Drittel aller Stunden) so gering war, daß die jungen Männer als Rekruten von neuem Deutsch lernen mußten in der eigentümlichen Form militärischer Pädagogik, war andererseits das Dänisch, das unsere Schulen bis 1888 lehrten, trotz der vorzüglichen Treue unserer Lehrer mit dem Aussterben der älteren, dänisch geschulten Lehrergeneration je länger je mehr ein „Treber-Dänisch" gewesen.

Aus schultechnischem Gesichtspunkt war eine Reform der Sprachenfrage sehr wohl diskutierbar; tatsächlich wurde die Ausschaltung des Dänischen jedoch inszeniert als politischer Akt — als politische Torheit. War das bedenklich schon wegen der Garantie der Schonung (wenn auch keineswegs einer Förderung), welche die Inkorporationsakte (1866) auch der Sondersprache mit gewährte, so bot vielmehr positiv der dänische Unterricht der nationalen Kultur ein Sicherheitsventil gegenüber der dänischen. Denn auch der geistige Inhalt, den die Schule auf Dänisch lehrte, war freilich elementares, doch deutsches Eigengut: durch die staatliche Verabreichung dänischer Sprachkenntnisse war einem Eindringen dänischer Art und Gesinnung auf diesem Wege vorgebeugt, während jeder Weg der Selbsthilfe gerade diesen Momenten Raum geben muß. Die Weitherzigkeit des Staates gegenüber diesem notwendig zu stillenden Kenntnisbedarf des Volkes lullte andererseits die Gemüter ein: man

*) Vgl. das Nr. 25 Sp. 580 empfohlene Werk Danmarks Kultur S. 556 ff.

getröstete sich, daß die Kinder immerhin ihre dänische Bibel lesen lernten und für die Lehr- und Militärzeit ihren Eltern einen dänischen Brief schreiben konnten. Jenes fällt als Lehraufgabe nunmehr dem Geistlichen im Kindergottesdienste zu; die deutschen Briefe aber der Kinder aus der Fremde, mit denen manche Mutter bitteren Herzens den Weg zum Pfarrer ging sie sich übertragen zu lassen, mußten ein Stachel werden, der auch den schläfrigsten „Südjyten" aus der Selbsttäuschung über die wachsende Verdeutschung aufpeitschte zur Selbsthilfe.

Nicht genug, daß der Staat sich dieser Lehraufgabe entzog: daß seine Organe zugleich Willens waren, die dänische Sprache als Familiensprache auszurotten, lehrten alsbald (und lehren noch heute) die Verwaltungspraktiken, die auch allen Privatunterricht im Dänischen, vollends gar Privatschulen unterbinden. Damit hat der Staat die geistige Ausweisung seiner dänischredenden Bürger nach Dänemark vollzogen und das sittliche Kulturniveau verlassen. Mag es stehen um die vielgepriesenen Menschenrechte wie es will, — daß die Muttersprache ein solches ist, liegt am Tage: kokettiert doch aus diesem Ansehen die Kölnische Zeitung neuerdings sogar mit der Albanesensprache. Selbst uns deutschen Nordschleswigern ist durch die Kirchen- und Gebets-Gemeinschaft mit unsern politisch wildfahrenen Brüdern das Dänische eine „heilige Sprache" (Schleswig-Holsteinisches Kirchenblatt 1909, 12 und 15), und es mußte die volksseitige Reaktion eine umso lebhaftere sein, als das Reich Dänemark politisch in ganz besonderem Maße in den „Menschenrechten" sozusagen atmet.

Das Sprachreskript gab denn auch das Kampfsignal: es revolutionierte die Gemüter des Volkes. Zu ihren Ehren sei es gesagt, auch der alteingesessenen einsichtsvollen deutschen Beamtenschaft. Der damalige Oberpräsident Steinmann hat, wie Zeugen bekunden, nur gezwungen diesem Erlaß stattgegeben: er und die volksfreundlichen Landräte mußten jungen Assessoren weichen. Es begann eine Neurekrutierung der ganzen Verwaltung: die einheimischen landkundigen Leute wurden verdrängt oder mundtot gemacht; besonders für den nicht gleich ersetzbaren Stamm alter Volksschullehrer begann eine Martyrzeit. Strafversetzte oder zukunftsreiche Männer, denen die Amtsjahre hier oben als qualitative Kriegsjahre angerechnet wurden und werden, brachten alldeutsches Verständnis und korpsstudentische Rücksicht in die Verwaltung. Da begann sich der schwerfällige „südjytische" Bauer zu regen. Seit gar der neue Gewaltkurs in dem Oberpräsidenten Köller seinen rechten Mann fand, erhob sich unser Volk wie ein Mann, und seitdem haben die dänischen Führer im Verein mit den deutschen Beamten einträchtiglich dafür gesorgt, daß die Augen der „Südjyten" hellwach geblieben sind.

Die Köllerzeit und die Optantenfrage mag hier auf sich beruhen.*) Seit der Abberufung Köllers, dem mehr Herzen fluchen als Lippen Hurrah rufen, hat unser deutscher Kaiser und sein Reichskanzler manches versöhnliche Wort gesprochen. In diesem Geiste ist die Optantenkonvention (am 11. Januar 1907) geschlossen und uns zum ersten Male wieder ein stammverwandter Oberpräsident, von Bülow, gegeben. Dieser Herr kam mit großem Idealismus und versöhnend lockenden Worten. War es den seit zwei Jahrzehnten drangsalierten Dänen zu verargen, daß ihre Haltung zunächst sprach: Die Botschaft hör ich wohl, allein mir fehlt der Glaube? Unsere Leute sind treu, aber sie sind nicht wie die Hunde, die ihren Herrn, der sie eben mißhandelt hat, auf sein erstes „gütiges Lächeln" hin freundlich kriechend anwedeln. Als vielmehr gleichzeitig das neue Vereinsgesetz einige Positionen freigab, während der Sprachparagraph neuen Druck zeitigt, haben sie kraft ihrer starken Organisation sich innerhalb der neuen Gesetze eingerichtet.

Wie gerechtfertigt von ihrem Gesichtswinkel aus ihr Mißtrauen war, hat sich alsbald gezeigt. Die alldeutschen Wanzen, die uns Köller unter das heimisch-traute Strohdach gesetzt hat, hatten dem klingenden Lohne nach durch „Remunerationen" aus dem Dispositionsfonds, und dem seelischen Gepräge nach in dem Herrengefühl, mit dem jene Gewaltherrschaft das deut-

*) Wenn es sein muß, wollen wir den Kelch bis zur Hefe leeren und auch davon noch reden. D H

sche Auftreten begabt hatte, ein zu nahrhaftes Gewerbe gefunden: die bloße Ankündigung der Versöhnungspolitik zeitigte einen randalierenden Entrüstungsrummel. Der neue Oberpräsident verbeugte infolgedessen sich vor dem Programm des „Deutschen Vereins“ und ging am 27. Februar einen schweren Gang: in der Diplomatenloge des Landtages hörte er es mit an, wie zwei Minister ostentativ von ihm abrückten und alle deutschen Parteivertreter, unter denen nicht Ein Sachkundiger sprach, desgleichen. Also belehrt war es ihm unumgänglich geworden, am 13. März d. J. in zwei Reden in Kiel in alldeutschem Sinne sich selbst zu desavouieren. So ist die angekündigte Versöhnungspolitik erstickt, noch bevor sie wirksam eingeleitet war. Wohl beachtet: es handelt sich nicht um den utopischen Einfall eines Oberpräsidenten! Unser Kaiser hat das dänische Königshaus in dieser Absicht angesprochen, der Reichskanzler seinen Beamten gleiche Weisungen gegeben und die deutschen Diplomaten anläßlich der Optantenkonvention den dänischen Kontrahenten ernstliche Versprechungen gemacht: Oberpräsident von Bülow sollte das ausführende Organ sein. Und diese Intentionen der obersten Reichsleitung sind annulliert — durch die Maulwurfsarbeit eines politischen „Deutschen Vereins“, der die Unterorgane der Verwaltung in sich befaßt. Der neue Gewaltkurs, durch Drohungen angekündigt, ist inzwischen durch neue Landesverweisungen ins Werk gesetzt; dazu noch eingeleitet mit der Ausweisung eines Optantensohnes, der dem Staate „lästig“ erst geworden ist durch die Verbitterung, die eine auf die Jahrzehnte gehende Köllerpolitische Verfolgung dieser Familie, eines Vaters mit neun Söhnen, erst gezeitigt hat. Das dänische Königshaus aber hat, so lautet die zuverlässigste Lesart, diese neue Gewaltpolitik demonstrativ quittiert: zur Hochzeit ihres dritten Sohnes des Prinzen Harald in Glücksburg ist es auf Grund abgeänderten Entschlusses nicht erschienen.

Ich gestehe, daß wir besinnlichen Deutschen Nordschleswigs den „Deutschen Verein“ unterschätzt haben: wir haben ihn eigentlich bisher niemals recht ernst genommen. Einige landfremde Gymnasialoberlehrer, ein in der Folge an seiner Politik tragisch gescheiterter Pastor, ein in aller Stille plötzlich entlassener kommissarischer Amtsvorsteher, heute einige (seit der Köllerzeit) im Solde der Regierung bestallte Redakteure und ein preußischer Landgerichtsrat, dem eine Massenversammlung Dänischgesinnter kürzlich die Erklärung zugestellt hat, daß sie kein Vertrauen mehr hätten zu seiner Rechtsprechung, weder in politischen noch sonstiger Art Rechtshändeln (die Verantwortung dafür müssen sie selber tragen): diese Männer sammelten, so erschien es uns, die mittleren und kleinen Beamten von Bahn und Post, Zoll und Wegeinspektion, dazu einige großagrarisch gesinnte Landwirte und Domänenpächter um sich; man hockte zusammen zum feuchtfröhlichen deutschen Umtrunk, rief Hurrah und hatte so das Vaterland gerettet.

Dieser „Deutsche Verein“, der je länger je mehr mit den obersten Behörden eine unheimliche Intimität gewonnen hat, und dem nach alldeutscher Elektrisierung des Personalnetzes, welches die kommissarische, kommunale „Selbstverwaltung“ über unser Land ausspannt, je länger je schneller überall Ortsabteilungen wie die Pilze aus der Erde erstehen, und dessen Fangarmen sich wohl kaum ein Subalternbeamter mehr zu entziehen vermag, sodaß er nunmehr 10154 Mitglieder, eingerechnet die landfremden Alldeutschen der Ortsgruppen des Südens, umfaßt, hält in unsern Städtchen und Dörfern „Deutsche Abende“ ab. Das Programm solcher Abende besteht in Unterhaltung und Vergnügen mit ausgesprochener Betonung des Vergnügens. Man „übt sich“ im Reden, mit Vorliebe auch unter Anleitung des „Buches der Toaste“ und hat es schließlich in Gesinnungszüchtung so herrlich weit gebracht, daß hierzulande nur noch auf „Deutsch“ oder „Dänisch“ getanzt werden kann. Den Abschluß solcher Feste bildet häufig in früher Morgenstunde (sogar angekündigt in den Flensburger Nachrichten) das Absingen des Preußenliedes auf der sonst so friedlichen Dorfstraße: man nennt das „den Dänen eine Serenade bringen“, und es ist allgemeine Rede, daß die Nachtwächter unserer Städte angehalten sind, das „patriotische“ Singen nicht unter die Kategorie des ruhestörenden Lärmens zu befassen.

Dem Erfolge nach ist die „Sammlung des Deutschtums“ durch den Deutschen Verein zu einer Ab- und Aussonderungspolitik geraten. Die Minorität von uns Deutschen, besonders auf dem Lande, die durch die Losung „Hinein in das Volk“ das Salz deutscher Kultur hätte werden sollen, ist in den Schmollwinkel einer Stammtischecke ausgesondert, von wo aus sie nun gegen alle besinnlichen Deutschen so gut wie gegen die verhaßten Dänen den Vorwurf der Vaterlandslosigkeit erhebt. Denn selber ohne geistigen Lebensnerv ist dem alldeutschen Patrioten nicht nur an dem Dänen das größte Verbrechen sein unbeirrter Idealismus; auch der Deutsche, der sich zu gut hält, den Alkoholismus als berechtigte deutsche Eigentümlichkeit anzuerkennen (ein Programmpunkt der Dänischgesinnten ist die rege Pflege des Guttemplerordens), zieht den ganzen Groll seiner alldeutschen Brüder auf sich. In den Städten finden zu Kaisers Geburtstag, nachdem am Morgen ein Festgottesdienst dekorativ einleitete, Festgelage größeren Stiles statt, an welchem sich — wegen ihres oft ausartenden Abschlusses: leider — auch einzelne Pastoren beteiligen.

Diese geschilderte Form deutscher Bierkultur, die a limine aller Religion und Kirche abhold sein muß, könnte man nun gleichwohl in den Kauf nehmen, wenn wenigstens das Hauptziel ein kulturbringendes wäre. Eine geringe Zahl wirtschaftlicher Unternehmungen, die durch unordentliche Haushalter ein klägliches Ende nahmen, übergehe ich aus Schonung. Auf die Frage, was heute diese 10000 Männer sich für ein Kulturziel gestellt haben, gibt ihr Organ „Die Nordmark“ keine Nachricht, ein Parteigänger die ehrlich beschämte Antwort: „Wir haben nichts der Art.“ Der Zweck des Vereins ist Politik: Politik aber heißt hier oben nicht die umfassende, wirtschaftliche und kulturelle, innen- und außenpolitische Interessengemeinschaft des Deutschen Reiches, sondern allein der idiosynkratische Idiotismus „Deutsch : Dänisch“ unsers kleinen Territoriums. Ob ein deutscher Kirchenvertreter im Nachbardorfe mehr gewählt sei, ob die Hebeamme von deutschen oder dänischen Eltern sei usw., das sind die sorgenvollen Bedenken alldeutscher Patrioten. „Gesinnung“ riechen und richten, neue Mitglieder „werben“, seine Rednervirtuosen feiern, allerhöchste Stellen mit Immediateingaben troublieren, darin besteht seine Aktion; die oft ausgegebene Losung heißt „Kampf bis aufs Messer“. Daß aber das ganze Bild der Wahrheit entspricht, mag in grellem Schlaglicht der öffentliche Beschluß der (deutschen) Stadtverordnetenversammlung unserer Kreisstadt Tondern beleuchten: er fordert gegenüber der Ankündigung des Deutschen Vereins, in Tondern eine Ortsabteilung zu gründen, die Bürger auf, um der bisher friedlichen Gemeinschaft aller Bürger willen solche Ortsabteilung in ihrer freundlichen Stadt nicht geraten zu lassen.

Der „Deutsche Verein“ gibt uns nicht die Hoffnung, daß er von innen aus sich reformieren werde. Denn es ist objektiv sein Unglück, volkstümlich zu sein durch Anreizung der schlechten Instinkte: Wohlgelittenheit bei den Vorgesetzten, schnellere Beförderung wegen politischer Zuverlässigkeit, Aussicht auf Remunerationen für positive Förderung des Deutschtums, leichterer Verkehr des Landwirts mit Behörden jeder Art (Bauerlaubnis in problematischen Fällen usw.).

So ist der verkannte Klub deutscher Stammtische zu einer politischen Machtfülle erstarkt, die ihn zu einer unverantwortlichen Nebenregierung befähigt, fast russischer Art: dafür objektive Belege unter der folgenden Beleuchtung der Kulturpolitik der Regierung; hier noch erschöpfend ein Anderes. Bei solcher Machtfülle ist es nicht verwunderlich, daß es auch gebildeten Männern nicht mehr gelingt, vorurteilsfrei die Wirklichkeit zu sehen. Unser Volk hat sich herbe verschlossen, alle zugängigen Nachrichtenquellen sind alldeutsch vergiftet, und so verfallen alle landfremden Beamten stracks mit ihrem Eintritt ins Land der hypnotischen Einwirkung der alldeutschen Schlagwörter. Von welch gefährlichem Umfange aber die Arbeit dieser Patriotenliga ist, darüber sind uns erst in letzter Zeit die Augen aufgegangen. Es hat sich in Hadersleben eine besondere Gruppe unter ihnen konstituiert, die nun die gesamte, auch internationale Presse „versorgt“. Abgesehen von der damit erfolgten, an Größenwahn grenzenden Aufbauschung der „nordschleswigschen

Frage“ ist einem unparteiischen Manne selbst in einem Blatte wie der Täglichen Rundschau das Wort abgeschnitten (vergl. Schlesw.-Holst. Kirch.-Bl. 1909, 15). Wir dienen aber der Sache der Wahrheit schlecht, wenn wir, wie nun einmal die politische Lage in Deutschland ist, nur in der freisinnigen Presse Gehör finden. Möchten sich darum die Fälle der Art mehren, wie der Reichsbote in 1909, 31 den naiven Abdruck eines solchen alldeutschen, an die Presse ergangenen Briefdrucks auf Grund des Preßgesetzes hat widerrufen müssen, damit unsere vornehmen Zeitungen wenigstens dieser Art Berichterstattung gegenüber skeptischer werden. Aus der Presse schöpfen die Abgeordneten wie die Minister. So hat der 27. Februar eine Landtagsdebatte uns erleben lassen, in der alle Urteile und Nachrichten der Regierung wie der deutschen Abgeordneten aus der einen einzigartigen, tendenziösen Quelle von jedem Landkundigen sich ableiten lassen, dem alldeutschen Organ: „Die Nordmark“. Es kann demgegenüber nicht eindringlich genug auf das politische Testament des Abgeordneten Jürgensen (Köln. Ztg. 5. 10. 08) verwiesen werden. Verhältnismäßig objektive Berichte bringt auch die „Hilfe“ aus der Feder des Danophilen Erich Schlaikjer.

3. So beklagenswert nun die Vorherrschaft des „Deutschen Vereins“ ist, infolge der hier oben die Gleichung vaterländisch = polizeipatriotisch untilgbar zu gelten scheint, so wenig steht es uns an, durch Verklagen eines politischen Vereins die Regierung zu entlasten, insoweit sie Handlanger ihrer eigenen Kreaturen wurde. Was etwa die Beamten in alldeutscher Selbstherrlichkeit wider das Volk sündigen, sie handeln als Beamte, für welche die oberste Leitung haftbar ist.

Die Kulturpolitik der Regierung darzustellen erübrigt sich insofern, als den meisten Lesern der Christlichen Welt die Verwaltung Preußens nicht unbekannt sein wird; es genügt die Frage zu erörtern, was etwa Besonderes geleistet werde. Dieser Verzicht aber hat die Gefahr, den Schein der Ungerechtigkeit zu erwecken: denn was die Verwaltung Nordschleswigs auszeichnet, sind wesentlich Mißgriffe. Es ist darum doch zu betonen, daß alles, was Preußen in seinen andern Provinzen an positiven Werten fördert, dasselbe auch, und in gesteigertem Maße für Nordschleswig Arbeitsprogramm ist. Selbst der dänische „Irredentist“ verkennt nicht, welchen Dank der Christ, auch der nordschleswigsche, Gott schuldet für die Rechtssicherheit und Kulturförderung eines geordneten Staatswesens. Daß der „Irredentist“ diesen Dank doch nicht dem Staate zollt, wird sich noch ferner begreiflich machen. Selbst wir deutschen Schleswiger aber wollen nicht behaupten, daß wir von Dank gegen den „Staat“ überströmen. Die dänischen Ketten, die unsere Väter 1848 sprengten, — Preußen, nicht das geschlagene Dänemark hat sie uns 1850 durch Entwaffnung unserer tapferen Freiheitsarmee wieder angelegt und uns erst vierzehn Jahre später von dem aufgezwungenen Joche befreit. Es ist das meines Erachtens der dunkelste Fleck der preußischen Waffenehre, im Herzen der Söhne und Enkel der verratenen Freiheitskämpfer unvergessen. Gewiß sind wir heute Preußen mit Willen, aber nicht aus Gnaden; wir haben Forderungen an unsern Staat. Wenn dann Preußen sein Bestes tut zur Förderung nationalpreußischer Kultur, so ist das letztlich selbstverständlich — tua res agitur.*) Anstatt darum von einer Dankbarkeit gegen den Staat — die letztlich Gott gebührt — ist vielmehr davon zu sprechen, daß wir uns vor Gott für den Staat verantwortlich wissen; das liegt im Wesen der Verfassung. Die Aktionsnotwendigkeit, die daraus folgt, sei dem Späteren vorbehalten. Dagegen leidend tragen müssen wir Eines, das nun einmal im Wesen der preußisch nationalen Kultur begründet ist: ich meine den Paradetritt, der allem ostgermanischen Wesen anhaftet, und der sich am kürzesten an der Unmöglichkeit veranschaulichen läßt, die Begriffe „Goethe“ und „Hurrah“ zur Deckung zu bringen. Dieser forcierten Unnatur sind wir Schleswiger so abhold, wie der Württemberger und der Wiener auch.

Preußen tut doch mehr in unserer Nordmark, als in manchen andern seiner Provinzen. Für Kirchen, Schulen, Verwaltungsgebäude usw., so oft wir bauen, fließen die Staatsmittel reichlich; Heide- und Moorkulturen, Eindeichungen an unserer Westküste verschlingen Hunderttausende, und unsere Panzerschiffe brechen im Winter im Dienste des Handels kostenlos eisfreie Häfen an der Ostküste. Die Subalternbeamten werden durch Sonderzulagen wirtschaftlich gestützt, die besten Kräfte der höhern Beamtenklassen durch schnellere Beförderung und Dekorierung zum Dienst in die Nordmark gelockt.

Und doch ist es dieser deutsche Gold- und Ordenstrom, der unsere Verhältnisse so unleidlich macht: er schafft ein Interesse, die zerfahrene Lage nicht gesunden zu lassen, schon für den Einheimischen, sonst friedliebenden Bauern und Bürger. Die Wirtschaftspolitik hat, trotz der in gutem Glauben erfolgten Leugnung des Ministers (27. 2. 09), den Charakter einer Schenkungspolitik angenommen, so z. B. in der Bodenpolitik, wo unter dem Vorwande des Domänenankaufs unverhältnismäßige Preise an fallite deutsche Landwirte gezahlt sind. Mit demselben Mißtrauen sehen wir der neuen Rentengütergründung und Siedlungsgesellschaft zu, deren Anteilscheine zur Hauptsache in den staatlichen Händen der Provinz- und kommissarischen Kreisverwaltungen sich befinden. Immer neue Bureaus werden gegründet, und es mehrt sich von Jahr zu Jahr ein Beamtenstab, der in keinem Verhältnis zur Bevölkerungszahl steht. Trotzdem sich so nur die Kopfzahl der wirtschaftlich unproduktiven Deutschen mehrt, täuscht man sich reklamehaft selber einen politischen Fortschritt vor. Die deutschgesinnte Bevölkerung wird durch diesen Strom toten Kapitals zu einem Interesse am Staatssäckel erzogen, das alle Versuche wirtschaftlicher Selbsthilfe lahmlegt.

Doch der Staat macht von dem neuen Prinzip der Sparsamkeit in der Nordmark nicht nur für sich selber keinen Gebrauch, sondern hat auch durch seine Verwaltungsbehörden die Kreise zu solch unrentabler Wirtschaftspolitik verleitet; im besonderen hat das Amt Hadersleben an solcher objektiv verfehlten deutschen Kreispolitik zu tragen. Durch ein unverhältnismäßig teures Kleinbahnnetz, das nunmehr kaum seine bloßen Verwaltungskosten, geschweige denn Zins und Amortisation deckt, ist dieser Kreis in irreparable Schulden gestürzt, des moralischen Defektes nicht zu gedenken, der durch die üppigen Bahnhofsbauten als Brutstätten des Alkoholismus entsteht: ist doch nunmehr eine amtliche Abwehr der Trinklust des Zugpersonales selbst durch Anschläge in den Wagen unvermeidlich geworden! Durch solche Kulturpolitik ist dieser Kreis im Laufe eines Jahrzehntes aus einem der mindest kommunalbesteuerten der preußischen Monarchie zum höchstbesteuerten herabgesunken; derselbe Kreis spekuliert gerade jetzt in der alldeutschen Gründung, dem nunmehr bankerotten Nordseebad Lakolk mit 100000 Mark Kreisvermögen als einer „mündelsicheren“ Anlage; er hatte im Laufe von fünfzehn Jahren drei Landräte, junge strebsame Assessoren, die ein fürsorgliches Interesse daran gehabt haben mögen, daß Etwas geschieht, dabei aber doch offenbar die Konsequenzen des Geschehenden nicht übersahen.

So ist es nicht verwunderlich, daß wir Eingesessenen die Ursache der zerfahrenen Lage in dem Import und häufigen Wechsel landfremder, jugendlicher Beamten sehen. Hergeholt aus dem so ganz andersartigen und ungleichen Osten der Monarchie bekommen diese jungen Leute die erste Gelegenheit zu praktischen Amtierversuchen in unserer Nordmark. Es kann das nirgend ohne Fehler und Irrtümer abgehen; anstatt aber nun die eingearbeiteten Männer uns zu lassen, daß sie die Schulden, in die sie uns gebracht haben, mit abwirtschaften helfen, werden wir alle paar Jahre mit neuen Lehrlingen beglückt und zahlen so für den Süden fortgesetzt Lehrgeld an Geld und gekränktem Volksempfinden.

Hinzukommt, daß die ganze Nordmark durchschnittlich vom Landrat abwärts hinsichtlich der Selbstverwaltung „kommissarisch“ verwaltet wird: das ist allemal nicht nur eine teure Verwaltung, sondern bringt wiederum volksfremde Leute auch in den Subalterndienst. Diesen Männern kann nicht viel daran liegen, durch zartfühlende und selbstlose Handlungsweise ein geruhiges und stilles Regiment zu führen; das hieße sich entbehrlich und be-

*) Es ist zu deinem Vorteil. D H

deutungslos einordnen in seinen wirklichen Rang. Wieviel einträglicher ist es, unsere gesitteten Bauern, denen eine revolutionäre Ader so völlig versagt ist, aus dem alldeutschen Lasterkatalog zu verreden, bis schließlich ein gutgläubiger Staatsminister über Gefährdung des Staatsgefüges durch unser Bauernvolk klagt (von Rheinbaben 1901). Das ist ja das Elend unseres Landes: wie auf dem Instanzenwege nach oben die Regierung über das wahre Volksbetragen und -empfinden in Unklarheit gehalten wird, so werden andererseits ihre redlichsten Intentionen zernichtet durch die Art, wie die Unterorgane sie realisieren; hernach wird dem „störrischen Volke“ die Schuld zugerechnet, statt die ausübenden Organe zu disziplinieren. Von Liszt erklärte auf dem deutschen Juristentage, daß im Osten Preußens mit zweierlei Maß gemessen werde; sollte das nur für den Osten gelten? Doch läßt sich das unverfänglicher dahin formulieren, daß zwar ein einheitlicher Maßstab zur Anwendung kommt, daß aber nicht mehr Pflicht und Geradheit, sondern Gesinnung und Geschmeidigkeit, nicht mehr Charaktertreue, sondern glatte Anpassungsfähigkeit die neuen Werte sind, die Lob oder Tadel, Remuneration oder Rüge erzielen.

Durch diese Momente wird alle redlich erstrebte „positive Förderung des Deutschtums“ zu einer Lähmung deutscher Kultur, doch zu einer Treibzucht des „Deutschen Vereins“. Noch betrüblicher sind die Mittel, mit denen man das Vordringen dänischer Kultur glaubt hintanhalten zu können. Hier spielt vor allem die polizeiliche Ueberwachung und Inhibierung eine große Rolle. Tanzvergnügen, Vereinsversammlungen, Dilettantenvorstellungen, selbst Hochzeiten sind der Einmischung durch die politische Polizei ausgesetzt; reichsdänischen Künstlern wird das Auftreten in Nordschleswig untersagt. Aus solchem Angstmotiv wurde in diesem Jahre ein dänisches Wohltätigkeitsfest in Sonderburg untersagt und damit für die Krippen, Krankenfreibetten usw. ein Defizit von über 2000 Mark gezeitigt; auch für den deutschen Frauenverein. Denn in Parenthese sei hier die beschämende Noblesse anerkannt, mit der die dänischen Organisationen, selbst die Geldinstitute, alljährlich auch die deutsche Charitas unterstützen.

In dieser Hinsicht hat sich die Selbstverwaltung zu einem Organ geradezu absolutistischen Regimentes ausgewachsen. Zunächst gegenüber dem Familienleben. Ihre Männer sind es, die unbefugte Eingriffe nicht scheuen. Wie schon der Amtsvorsteher als Standesbeamter die Namenschreibung willkürlich verdeutscht (und **wie** verdeutscht!), so ist es in allen Dingen dieses Kontor, dem die sogenannte Politik der Nadelstiche anzurechnen ist. Von hier aus werden insbesondere die reichsdänischen Siedler fortgesetzt troubliert: es kann die Hausmutter nicht mehrere Wochen in einem dänischen Krankenhause ernstlich darniederliegen, ohne daß ein Amtsvorsteher ihre Abwesenheit rügt. In diesem Kontor holen sich die Obrigkeiten Auskünfte, auch in kirchlichen Verwaltungsfragen. Alle Wahlen zu Gemeinde- und Schulvertretungen erhalten hier ihr Visum, ob sie von der Regierung als nicht „genehm“ zu kassieren sind. Auf die kirchliche Wählbarkeit hat die Regierung zwar keinen Einfluß gewinnen können; wie wenig sie aber das freie aktive Wahlrecht anerkennt, lehrt der Fall Windt in Handewitt. Der Organist und Hauptlehrer Windt gab bei der Wahl eines Kirchenrepräsentanten einem kirchlich gesinnten Dänen seine Stimme und wurde daraufhin innerhalb weniger Tage, nach 38jähriger Amtstätigkeit, dreißigjähriger am selben Orte, aus dem ihm zur Heimat gewordenen Dorfe in die fremde Großstadt Altona strafversetzt. Diese Härte zur Brutalität gesteigert zu haben hat durch ihren Beifall das Verdienst die alldeutsche Presse. Die Vereinslisten der dänischen kulturellen und politischen Vereine liegen dem Ortsschulinspektor vor zur Nachachtung bei Sommerdispensationen von Kindern als Hirtenknaben usw. (erstmalig unterm 13. Februar 1903): Kinder von Vereinsmitgliedern werden nicht dispensiert, für den Dienst eines Vereinsmitgliedes wird kein Kind dispensiert; — achtet der Pfarrer dieser Verordnung stillschweigend nicht nach, tut es der Landrat: — — wohin treiben wir?

Die Schule ist des Staates; sie sollte sein zartestes Anliegen sein. Es ist der unterrichtliche Erfolg einer der wenigen

Lichtblicke deutscher Kultur. Wer das Leben und die Verlegenheit der Landschulen kennt und dazu in Erwägung zieht, daß unsere ABC-Schützen ohne Kenntnis auch nur eines deutschen Wortes ihren ersten Schultag erleben und am Konfirmationstage soviel Kenntnisse und Fertigkeiten auch in der deutschen Sprache haben als gemeinhin in der südlichen preußischen Volksschule auch, der wird unserm Lehrerstande gerne den Dank zollen, daß hier in Wahrheit deutsche Arbeit geleistet ist.

Leider hat doch auch hier hinein die Kleinseligkeit alldeutscher Gesinnung ihren Weg gefunden. Von der häufigen Anwendung von Züchtigung in Fällen, wo Kinder auf dem Schulhofe bei dänischer Unterhaltung ertappt werden, sehe ich ab. Wenn aber schon im Süden in der „vaterländischen Geschichte“ der Hurrahpatriotismus redlichen Vaterlandsfreunden Not bereitet, wieviel mehr in Nordschleswig! Was hier an objektiver historischer Unwahrheit wie an persönlicher Verletzung der Kindesgefühle gegen die Eltern oft geboten wird, grenzt ans Schamlose. Wenn z. B. manche unserer Volksschulen nach wie vor von der Feigheit der Dänen auf Dybböl erzählen, so ist das eine objektive Lüge und wäre kein Lob für Preußen. Wie sieht es vollends in der Kindesseele aus, wenn es seine Väter und Vorväter als Dänen zugleich elende Wichte schelten hört aus Lehrermund: erzielt man damit wirklich deutsche Gesinnung? Es ist nicht verwunderlich bei solcher Lage, daß schließlich in freventlicher Verantwortungsüberhebung ein Lehrer öffentlich erklärt, er habe vor allem dem Einfluß der Eltern auf die Kindesseele entgegenzuarbeiten (Schleswig-Holsteinische Schul-Zeitung 1909, 8; vgl. 12).

Wer die Jugend hat, hat die Zukunft; wer die Schule hat, hat aber noch lange nicht die Jugend. Hier liegt der Fehlschluß aller neueren Parteibestrebungen (auch der Kirche), auf die Schule Einfluß zu bekommen. Die Kinder gehören zunächst doch dem Elternhaus. Und Gott sei Dank ist das Familienleben unsers Landes ein so kerngesundes, daß wir uns freuen dürfen zu sagen: Die Jugend gehört in der Tat dem Elternhaus, und seitdem die Bestrebungen deutscher Gesinnungszüchtung auch dem kleinsten Ranzenträger vom ersten Schultage an das Schulleben vergällen, gehört unsere Jugend überhaupt nicht mehr der Schule (als Erziehungsanstalt). Das ist religiös angesehen im Lichte des vierten Gebotes zu begrüßen, so bedauerlich es ausschaut in deutschkultureller Absicht. Das heute führende Geschlecht der Jungdänen, das uns objektiv soviel Not macht, ist das in der Köllerzeit geschulte, ein Kampfgeschlecht! Wir ernten heute unsere eigene Saat des Hasses wider die deutsche Kultur als Zwangskultur. Und doch hört die Beunruhigung des Schullebens durch politische Kinkerlitzchen nicht auf. Symptomatisch ist hier der lange, größtenteils latente Kampf des „Deutschen Vereins“ um nolens volens Eingliederung der Lehrer in seine Reihen. Wer in den „Ortsabteilungen“ Festreden hält, wacker Berichte an die alldeutsche Presse einsendet, der ist der regelmäßigen widerruflichen Remuneration aus dem Dispositionsfonds gewiß. Darum empfinden unsere Lehrer diese widerrufliche Zulage als einen Judaslohn und betreiben ihre Umwandlung in feste Nordmarkzulagen. Der führende Mann des „Deutschen Vereins“ wurde um seine Befürwortung des Antrages angesucht. Man beachte die unverantwortliche Nebenregierung, die sich darin offenbart, daß ein Landgerichtsrat, der mit dem Schulbesoldungswesen amtlich nichts zu tun hat, das entscheidende Votum abgeben soll! Er hat es verweigert: „denn die **trägen** Lehrer sollen nichts haben.“ Träge ist in diesem Zusammenhang Jeder, der seine politische Unschuld bewahrt. Umgekehrt aber konnte derselbe politische Verein das Ansinnen stellen, auf den amtlichen Lehrerkonferenzen der ganzen Provinz die „nordschleswigsche Frage“ zu behandeln: wehe, wer da nicht nach der alldeutschen Pfeife tanzt. Last not least wird ein Propagandabüchlein, so oberflächlich als geschichtsunkundig, anonym verfaßt, **landrätlicherseits** den Lehrern zum „ernsten Studium“ in die Hand gegeben. Eine geradezu panikartige Flucht der Lehrer aus der Nordmark ist die betrübliche Abwehr, die uns noch weiter beschäftigen wird, während umgekehrt die Ueberhebung derer, die mitmachen, grenzenlos ist. Symptomatisch ist hier wieder, wie der Organist in T. am ersten Osterfeiertage 1909

die dänische Gemeinde aus dem Gotteshause mit der Melodie „Heil dir im Siegerkranz" entläßt. Und das Schleswig-Holsteinische Kirchen- und Schulblatt entblödet sich nicht, aus diesem Anlaß dem Konsistorium verstehenden (will sagen: verzeihenden) „Humor" anzuwünschen.

Ein Ruhm Deutschlands ist die Intaktheit seiner Gerichte. Wenn darum in den letzten Jahren die politischen Prozesse sich mehrten, wo die Oberinstanzen die gefällten Urteile wieder aufhoben zu Gunsten der Dänen, so ist das beklagenswert um des bösen Scheines willen; und vielleicht doch vermeidbar. Bedauerlich aber muß der Entscheid eines Preßprozesses heißen, in welchem die gröbliche Beleidigung des dänischen Redakteurs durch den Deutschen zwar anerkannt, aber mit geringstem Strafmaße gestraft wird, wegen notorischer „Böswilligkeit der dänischen Presse". Wenn über solche jemals klare Entscheidung gefällt werden soll, so fällt dieses Prädikat eher den Alldeutschen zu. Ernster steht es mit der Handhabung des Rechts. Die Auslegungen, die häufig seitens der Verwaltung gegeben werden, z. B. in Sachen der „Vereinsversammlung", sind höchst bedenklich; doch mag das schließlich als politische Abwehr in der ethischen Beurteilung problematisch bleiben. Schamröte aber muß den Deutschen überkommen, wenn selbst das Familienrecht dem alldeutschen Geiste zu Dehnbarkeitsexperimenten nicht zu heilig ist. So hat man versucht, erst Eltern, dann Vormündern die Vormundschaft zu entziehen, weil das Mündel in reichsdänischem Geiste erzogen wurde. Zum Glück versagte hier die Oberinstanz. Leider nicht in einem anderen Falle. Jenes Liederbuch, genannt „die Blauen", das auch in den Freigemeindegottesdiensten gebraucht wird, enthält eine kleine Zahl Verse, die das deutsche Nationalgefühl gröblich verletzen. Daraus hat die Dialektik des Staatsanwalts, ungeachtet des teils tiefreligiösen und lyrisch wertvollen Gesamtcharakters aller Lieder, die Anwendung des Kolportageverbotes unsittlicher Schriften (Gewerberecht § 56 Abschn. 12) herausgezogen. Der Gerichtsentscheid ist, unter Anwendung eines andern Abschnittes (§ 56 Abschn. 1) als Inhibitionsinstrument, dem Entscheid ausgewichen. Ist es den Dänischgesinnten, denen so geschändet wird, was ihnen, wenn auch in seelischer Verirrung, gottesdienstlichen Wert hat, zu verargen, wenn sie sich weigern, an der Propaganda wider Schmutz in Wort und Bild sich zu beteiligen? — Abgesehen davon, daß zu solcher Propaganda im ganzen Lande kein Bedürfnis vorliegt, es sei denn, Gott seis geklagt — in deutschen Häusern.

Genug der Einzelheiten. Das Material ist nicht erschöpft: besonders ließe sich ein umfassendes Kapitel über internationale Beleidigungen seitens der Hurrahpatrioten noch hinzufügen. Doch genug des Anklagens, das im letzten Grunde ein Selbstanklagen ist: wir sind nun einmal als Volkseinheit verantwortlich auch für die Unverantwortlichen.

Es waren Einzelheiten: für Allgemeinheiten fordert man Beweise, ihre Besonderungen in Einzelfällen lehnt man als nicht typisch ab: was aber typisch sei, gibt sich evident nur dem Landkundigen: gegenüber dem Leser der Christlichen Welt bleibt die Beweiskraft dieses absichtlich und aus den neuesten Ereignissen genau detaillierten Berichts eine Vertrauensfrage wider den Berichterstatter. Sein redlichstes Anliegen aber ist es, durch scharfschneidende Kritik der Mißgriffe und Fehlprinzipien der religiösen und sittlichen Größe unserer deutschen Kultur zu dienen.

Im letzten Grunde läßt sich das irrende Schwanken unserer „nationalen" Kulturarbeit als ein Pendeln zwischen zwei kontradiktorischen Prinzipien erkennen. Was wollen wir eigentlich gegenüber den Dänischgesinnten innerhalb unserer Reichsgrenze: wollen wir die Leute gewinnen oder verdrängen? Zu jedem dieser alternativen Ziele gehört die Ausdauer eines Jahrhunderts und das Gleichmaß einer ihrer selbstgewissen Kulturarbeit. Wir aber fallen im Laufe weniger Jahrzehnte alle paar Jahre von einem Extrem ins Andere; und zerfahrener als heute war die Lage noch nie. Auf Grund der Optantenkonvention haben wir 5000 Nordschleswiger, die einst durch Köllersche Mache als staatslos erklärt wurden, in die deutsche Reichszugehörigkeit aufgenommen; wohl ist diese Konvention abgeschlossen in einer Stunde der Bedrängnis unserer Diplomatie, die, für sich selber hilflos, den ritterlichen Sinn unsers Kaisers in Anspruch nahm: doch aus der Schwäche hätte eine Tugend werden können, wäre die damit eingeleitete Versöhnungs- oder „Brudergruß"-Politik nicht, wie gezeigt, innerhalb zweier Jahre zur Farce geworden. Nachdem wir so nun unsere Wahllisten um 5000 dänische Stimmen belastet haben, treiben wir heute von neuem ein „konsequentes, strenges Regiment" mittels Ausweisungen, Schikanierungen rc., und vergeuden Staatsgelder für Siedlungsunternehmungen, deren latentes Prinzip die Verdrängung des dänischen Nordschleswigers ist.

Dürfen wir in der Tat die dänischen Nordschleswiger verdrängen? Auswanderung und Ausweisung hat uns seit 1864 den Verlust von 60000 der besten „Südjyten" mit einem Vermögen von 50 Millionen Mark gebracht. Ist der Verlust, besonders an Menschen, in der Tat so gleichgiltig?

Sehen wir nach Polen: glücklich wäre das deutsche Volk, wenn unbeschadet seiner Landesgrenze die Polen unter Wahrung der Humanität verpflanzt werden könnten in die Barbarenländer, wohin sie gehören. Anders in Nordschleswig: wir haben es mit Germanen zu tun, gesetzesgehorsamen, kulturfähigen Bürgern und Bauern, aus deren Reihen mancher stolze Gardist, so gut wie mancher führende Mann in Wissenschaft (die Brüder Kaftan), Kunst (Harro Magnussen), Handel und Verkehr dem deutschen Volke erstanden ist. Es ist in der Tat ein zu wertvolles Menschenmaterial, dazu von kapitalischer Produktivität, als daß der Staat sie sollte verdrängen dürfen. Sollen unsere Leute aber gewonnen werden, dann ist es hohe Zeit, daß die Regierung ihren sämtlichen Organen zum Bewußtsein bringt: die Beamten sind nicht die Herren des „Volkes", sondern des Staates dienende Hände im Interesse der Volkswohlfahrt. Es ist hohe Zeit, daß die Regierung einlenkt: denn die Saat der Unbilden hat eine Ernte des unheilbaren Mißtrauens gezeitigt auch im Herzen des deutschesten Bürgers Nordschleswigs. Wenn allsonntäglich am Altare der Prediger für Kaiser und Reich betet, so verschließen sich nicht nur die Herzen der Dänen, nein auch manches rechtlich denkenden deutschen Mannes, und es kann dem betenden Prediger nicht anders ergehen, als daß seine Stimme grell und mißtönend umherirrt, in den Gewölben sich verlierend, weil sie in den Herzen der Gemeinde keine Resonanz findet.

Anmerkung des Herausgebers. Wir brechen hier ab. Es ist einstweilen genug gesagt. Wenn freies Manneswort in Preußen und im Reich noch eine Wirkung tut, wird die Wirkung nicht ausbleiben. In einem Schlußwort wendet sich der Verfasser noch eingehend insbesondre an Herrn D. Ammundsen und an die Dänen. Dieses Schlußwort wird voraussichtlich in drei oder vier Wochen folgen. R

Gott und der betende Mensch

„Fern sei es von mir, zu meinen, daß unser Gebet den Willen Gottes zu irgend etwas bewöge, was er ohne unser Beten nicht oder anders getan hätte. Es ist ein furchtbarer Gedanke, Gott könne von unserm Gebet abhängig sein, aber es ist ein tröstliches Vertrauen, daß wir ganz von Gott abhängen."

Diese Sätze (in Nr. 21) können auch umgekehrt werden, ja es ist der Frömmigkeit ein Bedürfnis, daß sie auch umgekehrt werden: Es schafft ein tröstliches Vertrauen, Gott könne von unserm Gebet abhängig sein, aber es vermag ebenso ein furchtbarer Gedanke zu sein, daß wir ganz von Gott abhängen, nämlich in dem Sinn, daß bei unserm Schicksal jede Selbsttätigkeit und Selbstbestimmung ausgeschaltet ist. Setzen wir statt Glauben und Beten den uns seit Luther geläufigen Gegensatz: Arbeiten und Beten. Arbeite, als ob es kein Beten, bete, als ob es kein Arbeiten gäbe!

Worin besteht das Furchtbare der Vorstellung, Gott könne von der Arbeit seiner Kreaturen abhängig sein? Paulus spricht mit Freuden den Satz aus: wir sind Gottes Mitarbeiter. Und nicht nur von denen gilt das Wort, die sich mit brennendem

Herzen ans Werk machen, um irgend einem Notstand der Menschheit zur Ehre Gottes ein Ende zu setzen; auch die unbewußt schaffende Kreatur hat von Anfang an bei dem Schöpfungswerk mitgearbeitet, und Gott ist in dem Fortgang seines Werkes von ihr abhängig gewesen. Er hat gewartet, bis durch den unermüdlichen Fleiß der Korallentierchen die Kalkmassen in der Tiefe des Meeres gebildet waren, die sich später aus dem Wasser erheben sollten, um zu verwittern und den Boden für mannigfache Lebensformen zu bilden. Dann setzte eine Flora nach der andern, ein Tiergeschlecht nach dem andern ein, jedes hatte bestimmte Triebe in sich zu wecken, bestimmte Organe auszubilden, sich verschiedenartiger Umgebung anzupassen, — Gott mußte warten, bis ihre Arbeit zustande gekommen und das jeder Art gesetzte Ziel erreicht war. Er hat sich abhängig gemacht von seinen Schöpfungen, damit seine Kreaturen dadurch erstarken und zur Freude am eigenen Schaffen gelangen sollten. Er hat es getan auch auf die Gefahr hin, daß dieses und jenes Geschöpf entarten, daß diese und jene Art lebensunfähig und von dem niedern Leben verschlungen würde. Erst wenn eine Gattung alle in sie gelegten Potenzen entfaltet hatte, ist wieder eine neue Schöpferkraft von Gott ausgeströmt.

Dieses Gesetz der Wechselwirkung hat auch vor dem Menschen nicht Halt gemacht. Gott hat den Menschen in den Garten Eden gesetzt, daß er ihn bebaue, daß er herrsche über die Fische im Meer, über die Vögel unter dem Himmel und über alles Getier, das auf Erden kriechet. Die Pflanzen- und Tierwelt braucht die ordnende, regierende und erziehende Hand des Menschen, wenn die Natur zur Kultur werden soll. Würde die Summe aller menschlichen Kulturarbeit an Pflanzen- und Tierwelt nur fünfzig Jahre ausgesetzt, so wäre die Oberfläche der Erde voll Wildnis, die Kulturpflanzen wären ebenso untergegangen wie die Tiere, die jetzt im Dienst des Menschen stehen und friedliche Lebensgemeinschaft mit ihm unterhalten. Damit die höchsten sittlichen Ziele Gottes an der Menschheit erreicht werden konnten, hat die Menschheit Jahrtausende angestrengt arbeiten und kämpfen müssen, Gott hat mit der Sendung seines Sohnes warten müssen, bis die Zeit erfüllet war.

Hatte die Menschheit bis dahin für Gottes Reich arbeiten müssen, ohne im ganzen zu wissen, was sie tat, so ist durch Jesus Christus eine höhere Form der Wechselwirkung zwischen Gott und seinen Kindern eingetreten. Wir sind berufen, bewußte Mitarbeiter Gottes an seinem Erlösungs- und Heiligungswerk zu werden: „Ich sage hinfort nicht, daß ihr Knechte seid, ein Knecht weiß nicht, was sein Herr tut. Ihr seid meine Freunde, so ihr tut, was ich euch gebiete." So sehen wir mit den ersten Zeugen das neue zwischen Gott und ihnen selbst gesetzte Gemeinschaftsverhältnis.

Gott hat uns bestimmte Arbeit aufgegeben, die wir leisten müssen, und die er mit seinem heiligen Interesse begleitet. Er nimmt aber trotz unsres mangelhaften Eifers und unsres Ungeschicks uns diese Arbeit nicht aus der Hand, um sie selbst zu leisten, so wenig, wie ein weiser Vater seinem Kind eine schwierige Schularbeit nicht selbst ausarbeitet, sondern er läßt das Kind sich plagen und übersieht die Fehler, ja läßt die Arbeit verunglücken und wartet geduldig, bis in dem Kind die geistige Kraft gewachsen ist. Erziehung der Kinder, Erziehung der Völker, Ausbildung der innigsten Gemeinschaftsformen in Familie, Staat, Kirche werden nicht von Gott unmittelbar gewirkt; Gott läßt uns arbeiten und tasten, daß wir die geeignetsten Formen fühlen und finden sollen. Wenn wir die Arbeit verpfuschen, unsre Kinder uns und Gott entfremden, niedere Völker unterdrücken und zu Grunde richten, auch dann reißt uns Gott die Arbeit nicht aus der Hand und leistet unmittelbar, was wir nicht vollbracht haben, sondern er läßt beides das Unheil und die Schuld sich auswirken, — aber er wartet sehnsüchtig, daß wir uns inniger mit ihm vereinen und in seiner Gemeinschaft befähigt werden zu fruchtbarer Arbeit für sein Reich.

Alle ersprießliche Lebensarbeit, die wir tun können, ist im Vaterunser beschlossen; erst wer dieses Gebet mit Verständnis und Kraft zu Gott emporsendet, ist ein rechter Mitarbeiter Gottes. Bisher war er ein mehr oder weniger unnützer, unverständiger Knecht, aber jetzt ist er eine „Behausung Gottes im Geist", in dem Gott wirket Wollen und Vollbringen nach seinem Wohlgefallen. Gott hat es nicht erzwingen können, er hat warten müssen, oft lange warten müssen, bis die Seele sich ihm öffnete und sich von ihm heiligen ließ. Darum ist auch besondere Freude im Himmel über einen Sünder, der Buße tut. So ist Gott in der Tat abhängig von unserm Gebet. Erst wenn wir beten und soweit wir beten, kann sich seine Kraft in uns ergießen, kann er sein höchstes Ziel fördern. Darum ist es für mich kein furchtbarer Gedanke, Gott könne von unsern Gebeten abhängig sein. Wie könnte sonst auch Jesus das Gleichnis von der bittenden Witwe Luk. 18 gesprochen haben! Gott will gebeten sein, wenn er was soll geben, das gilt uneingeschränkt auf dem Boden der christlichen Lebenserfahrung. Viele Quellen höchster, heiligster Lebensgüter bleiben uns verschlossen, weil wir sie nicht im Gebet erschließen.

Ebensowenig ist es für mich ein tröstliches Vertrauen, daß wir ganz von Gott abhängen sollen. Dagegen protestiert die Anklage des Gewissens, daß wir oftmals unsre eigenen Wege gehen, auch wenn wir sprechen: „Da liegt unser Wille usw. dir zum Eigentum ergeben; Du allein sollst es sein." Dieses Vertrauen ist nur tröstlich bei äußeren Schickungen, die ausschließlich aus Gottes Hand kommen, aber wir müssen zittern vor dem Gedanken, daß wir ganz von Gott abhängen auch in der Verantwortung, die wir zu tragen, in der Entscheidung, die wir zu treffen haben. Hierbei gilt es ernste Ueberlegungen und Kämpfe, hier ist ein Wechselverhältnis, das Paulus in der anscheinend widerspruchsvollen Antithese ausdrückt: „Gott ist es, der in euch wirket beides, das Wollen und Vollbringen" und „Schaffet euer Heil mit Furcht und Zittern". Das demütige Niederlegen der Hand, das Sich Ergeben in das Schicksal kann ebenso eine Schuld sein, wie ein kühner, im Vertrauen auf Gott gefaßter Entschluß, dem die nüchterne Ueberlegung gefehlt hat.

Als Luther seine Tochter Lenchen der tötlichen Krankheit erliegen sah, hat er sich ohne Widerspruch, ohne Gebet um Verlängerung dieses ihm teueren Lebens in Gottes Willen ergeben; als er seinen für den Fortgang des Reformationswerkes ihm unentbehrlich scheinenden Mitarbeiter Melanchthon totkrank darnieder liegen sah, hat er sich nicht in Gottes Willen ergeben. Er sagte zu seinen Gefährten: „Behüte Gott, wie hat mir der Teufel dieses Organon geschändet!" Dann kehrte er sich zum Fenster und betete: „Da mußte mir unser Herrgott herhalten, denn ich warf ihm den Sack vor die Tür und rieb ihm die Ohren mit all seinen Verheißungen, daß er Gebet erhören wolle, die ich in der Schrift aufzuzählen wußte, daß er mich mußte erhören, wenn ich anders seinen Verheißungen trauen sollte!"

Was Luther gedurft hat, ist nicht jedem andern Christen erlaubt. Ein subalterner Beamter darf seinem König keine Vorschriften machen, aber ein Minister oder Kanzler, der sich aufreibt im Dienst des Staates darf auch in entscheidungsschweren Augenblicken fordern, daß er bei seiner Arbeit nicht im Stich gelassen und eines vertrauten und sachverständigen Mitarbeiters nicht beraubt werde. Er fühlte sich nicht imstande, sein eigenes Lebenswerk fortzusetzen. Er durfte Gott vorhalten, daß von der Erfüllung dieser Bitte auch Gottes eignes Werk, das Kommen seines Reiches abhing.

In den gewaltigsten Stellen der Evangelien, in denen Christus seine Beziehung zu Gott zum Ausdruck bringt, liegt nicht das Verhalten der schlechthinnigen Abhängigkeit, sondern das Verhalten der Wechselwirkung des Sohnes mit dem Vater. Dieses durchläuft alle Abstufungen der Selbständigkeit und Abhängigkeit: das lange, bange Warten auf klare Erkenntnis dessen, was der Vater ihn heißt, das „Mein Vater ists möglich, so gehe dieser Kelch von mir, doch nicht wie ich will, sondern wie du willst", das resignierte Verzichten auf Heilung, wo er keinen Glauben fand, das diktatorische Austreiben böser Geister, die planvollen Angriffe auf die Hierarchie, um sie vor der ganzen Welt zu schanden zu machen, die unwandelbare Gewißheit, daß Gott ihn nicht im Stich lassen werde, sondern die Aufopferung seines Lebens so werde verlaufen lassen, wie er sie bis ins Einzelste vorher bedacht und ins Werk gesetzt hatte. „Niemand nimmt mein Leben von mir, freiwillig lasse ich es von mir selber."

Diese Wechselwirkung zwischen Gott und der Menschenseele ist dramatischer, erregender und aufreibender, als die schlechthinnige Abhängigkeit, sie entspricht auch der Wirklichkeit, und eine schöpferisch fruchtbare Periode religiöser Erweckung kann nur aus ihr geboren werden. Hans Gallwitz

---

Arthur Drews' Christusmythe

Man konnte es nach den Versuchen der letzten Jahre immer mehr Seiten des überlieferten Christusbildes aus andern Religionen abzuleiten, mit Bestimmtheit voraussagen, daß nun hie und da auch die ganze Figur Jesu für mythisch erklärt werden würde. Etwas absolut Neues ist das ja nicht. Schon Ende des achtzehnten Jahrhunderts hatte der Franzose Dupuis die Gestalt Jesu in mythischen Nebel aufgelöst; dasselbe tat dann Bruno Bauer und von ihrer Bestreitung der Echtheit aller paulinischen Briefe aus der Holländer Loman und seine Schule. Aber sie alle hatten nicht viel Eindruck gemacht, und weniger noch die drei Deutschen, die neuestens denselben Standpunkt vertreten haben, Promus, Jensen und Vollers. Jetzt hat Professor Dr. Arthur Drews in Karlsruhe bei Diederichs in Jena unter dem Titel: Die Christusmythe (XII und 190 S., 2 Mk.) eine populäre Schrift erscheinen lassen, in der er vollständiger, als irgend einer der Früheren, das überlieferte Christusbild aus andern Religionen und philosophischen Systemen zu erklären sucht; wird er damit mehr Beifall finden?

Ich sagte eben, Drews sei von den religionsgeschichtlichen Untersuchungen der letzten Jahre beeinflußt. Zugleich scheint für ihn allerdings noch ein andrer Gedanke bestimmend gewesen zu sein. Sein Buch schließt mit den Worten:

> Das Haupthindernis einer monistischen Religion und Weltanschauung ist der mit keiner Vernunft und Geschichte vereinbare Glaube an die geschichtliche Wirklichkeit einer „einzigartigen", vorbildlichen und unübertrefflichen Erlöserpersönlichkeit.

Ich vermag nicht einzusehen, warum dieser Glaube in dem Sinn, wie ihn Drews im Anschluß an die moderne Theologie versteht, dem idealistischen Monismus, den Drews vertritt, widerstreiten sollte, und glaube daher, daß er nur zum Schluß seinen Standpunkt dem christlichen hat gegenüberstellen wollen. Jedenfalls bestreitet er in seinem Buch selbst die Geschichtlichkeit des überlieferten Christusbildes deshalb, weil es sich auf die angegebene Weise erklären lasse. Und wie beweist er das nun?

Er schildert zunächst die religiöse Sehnsucht zu Beginn unsrer Zeitrechnung, dann den jüdischen Messiasglauben und die alexandrinische Religionsphilosophie. Damit kann man sich im Allgemeinen einverstanden erklären, wenn auch manches Einzelne schief ist und namentlich der Einfluß des Parsismus stark überschätzt wird. Aber wie steht es nun mit dem nächsten Kapitel: Jesus als Kultgott des jüdischen Sektenglaubens? Hier ist nicht nur manches Andre, sondern namentlich auch die in der Ueberschrift aufgestellte These ganz unbeweisbar. Drews beruft sich für sie auf den Engländer Robertson, der die beiden alttestamentlichen Josuas, den Nachfolger Moses und den nachexilischen Hohenpriester, ohne irgendwie zwingende Gründe für Götter erklärt hatte, und den Amerikaner Smith, dessen in deutscher Sprache erschienenes Buch: Der vorchristliche Jesus, man allerdings selbst gelesen haben muß, um Drews zu verstehen. Smith meint nämlich, wenn es Apg. 18, 25 von Apollos heißt, er habe genau von Jesus gelehrt, aber nur von der Taufe des Johannes gewußt, so müsse unter Jesus ein jüdischer Gott verstanden werden. Drews findet einen solchen auch in dem Namen der Sekte der Jessäer; aber das alles ist ganz unbeweisbar, ja unmöglich. Auch von einem sterbenden Gott, über den das folgende Kapitel handelt, wußte man in Israel nur aus andern Religionen; Jes. 53 oder Ps. 22 brauchen nicht so verstanden zu werden, geschweige denn daß sich für das Purimfest die Sitte nachweisen ließe, nicht nur ein Bild des bösen Haman am Galgen aufzuhängen und zu verbrennen, sondern auch einen wirklichen Vertreter desselben hinzurichten. Und noch weniger kann man neben ihm einen Darsteller des Mardachai postulieren und ihn wie den sogenannten Bartlosen denken, der nach einer persischen Sitte im Frühling von einer königlichen Leibwache durch die Stadt geführt wurde und von den Reichen und Ladeninhabern am Wege Kontributionen eintreiben durfte. Aber selbst wenn man das Alles annehmen wollte, so ließe sich daraus nicht die Leidensgeschichte Jesu in der Weise, wie Drews will, erklären:

> Den Evangelisten schwebte bei ihrer Darstellung der letzten Lebensschicksale des Messias Jesus der angeführte Brauch des jüdischen Purimfestes vor: sie schilderten Jesus als den Haman, Barabbas als den Mardachai des Jahres, wobei sie um der Symbolik des Opferlamms willen das Purimfest mit dem wenig später gefeierten Osterfest zusammenfallen ließen; aber sie übertrugen den festlichen Einzug des „Bartlosen" in Jerusalem, sein feindseliges Auftreten gegen die Ladeninhaber und Wechsler und seine lächerliche Krönung zum „König der Juden" auf Haman-Jesus statt auf Mardachai-Barabbas und nahmen damit symbolisch die Geschehnisse vorweg, die sich eigentlich erst an dem Auferstandenen, dem Marduk des neuen Jahres (das ist ursprünglich Mordachai) hätten vollziehen sollen.

Da sollen also nicht nur die Personen mit einander vertauscht, sondern soll auch die Reihenfolge der Ereignisse ganz sinnwidrig verändert worden sein; auf diese Weise lassen sich offenbar noch verschiedenere Dinge — und die hier in Rede stehenden sind schon reichlich verschieden — aus einander erklären.

Die jungfräuliche Geburt Jesu wird natürlich in der bekannten Weise aus anderen Mythen und Sagen abgeleitet, die doch sämtlich andrer Art sind. Drews glaubt auch die Geburt in Bethlehem religionsgeschichtlich erklären zu können, daraus nämlich, daß nach Hieronymus dort ein Heiligtum des Adonis gewesen sei — und ein solcher Vegetationsgott soll ja auch Jesus ursprünglich sein. Zugleich wird er freilich auf den indischen Agni zurückgeführt und soll in letzter Linie deshalb in einem Stalle geboren sein, wie das von jenem vorausgesetzt würde:

> Denn nicht nur werden die zur Salbung bereitstehenden Milch- und Buttergefäße mit Kühen verglichen: auch Ushas, die Göttin der Morgenröte, die bei der Geburt zugegen ist, heißt eine Milchkuh, und von den Menschen wird gesagt, daß sie „wie Kühe in den warmen Stall" zu Agni zusammenströmen, den die Mutter liebreich auf ihrem Schoße hält.

Selbst der Name der Mutter Jesu, Maria, soll an den der Mutter Agnis, Maya, anklingen und sein Vater ein Zimmermann sein, weil der Name des Vaters Agnis, Tvashtar etwas Aehnliches bedeutet. Andre Züge der Kindheitsgeschichte werden wieder einmal aus dem Buddhismus erklärt, indem dabei der Lalita Vistara einfach als vorchristlich gilt; das kann man aber bekanntlich nur von einer hypothetischen Urform desselben behaupten. Außerdem ist es auch Drews nicht gelungen, wirklich zu beweisen, daß die indischen Religionen zu Anfang unsrer Aera in Vorderasien bekannnt gewesen sind.

Die Taufe Jesu wird aus den Mysterien abgeleitet, obwohl doch nichts in ihr auf sie hindeutet; auch die Zurückführung der bei der Verklärung Jesu erscheinenden Mose und Elias auf mâs = Mond im Sanskrit und den Sonnengott Helios ist, wie Jeder mit dem Judentum einigermaßen Vertraute weiß, ganz verfehlt. Selbst das Abendmahl ist natürlicher nicht aus den sakramentalen Mahlzeiten des Heidentums zu erklären, ohne daß das hier im Einzelnen zurückgewiesen werden könnte.

Ja selbst wenn einzelne Züge in dem überlieferten Christusbild einen solchen Ursprung *hätten*, so wäre doch damit dieses noch nicht als reinmythisch erwiesen, wie Drews anzunehmen scheint. Allerdings trägt er später noch Einiges nach und behauptet, daß zahlreiche Aussprüche und Gleichnisse Jesu ihm nur zugeschrieben seien; aber das ist in Wahrheit ebensowenig ausgemacht. Ja kann man seine Geschichte überhaupt so erklären, ist sie dazu nicht zu gut bezeugt?

Drews hat sich diese Frage offenbar nachträglich wenigstens selbst vorgelegt und sucht deshalb im zweiten Teil seines Buches zunächst zu zeigen, daß Paulus gar keinen historischen Jesus kenne. Das ist natürlich angesichts der Stellen, wo Paulus Worte Jesu zitiert und Vorgänge aus seinem Leben anführt, wieder ganz undenkbar — wenigstens unter Voraussetzung der Echtheit seiner Briefe, an der doch auch Drews schließlich fest-

zuhalten scheint. Und noch weniger geht es an, das Christentum aus einer Identifikation des „Kultgottes der jüdischen Sekten“ mit Adonis zu erklären, wie sie in Antiochia vollzogen worden sei; denn dann müßte, so wendet sich wieder Drews selbst ganz mit Recht ein, Christus eben ein reiner Gott sein. Seine Menschwerdung, wie sie Paulus doch so betont, läßt sich auch nicht aus der ganz andersartigen Beschreibung des Eros in Platos Gastmahl erklären, geschweige denn, daß man von dem Jesus der synoptischen Evangelien sagen dürfte: er ist kein vergöttlichter Mensch, sondern ein vermenschlichter Gott. Jeder, der vorurteilsfrei zu lesen versteht, weiß, daß das Gegenteil zutrifft; Drews hat hier einfach seiner Theorie zu Liebe die Tatsachen vergewaltigt.

Aber vielleicht versucht nun demnächst ein Andrer die „Christusmythe“ noch in andrer Weise zu erklären; so muß man immer wieder an die Zeugnisse in der sogenannten Profanliteratur erinnern. Es ist verständlich, daß diese Zeugnisse Drews sehr unangenehm sind, deshalb sucht er sich in der leichtfertigsten Weise darüber hinwegzusetzen. Er nennt es nichts als Wortmacherei, wenn man eine eingehende philologische Untersuchung über den historischen Wert der angeführten Zeugnisse anstellt, einen Beweis für die Verlegenheit der liberalen Theologie in der ganzen Frage, wenn sie diese Zeugnisse noch immer wieder zur Verstärkung des Glaubens an einen historischen Jesus glaubt heranziehen zu können. In Wahrheit ist Drews hier der verlegene Wortmacher.

Uebrigens sucht er in einem Anhang auch noch die „Petruslegende“ ähnlich, wie die „Christusmythe“ zu erklären. Petrus entspricht zunächst Mithra, dem Felsgeborenen, der auch die Schlüssel des Himmels hat:

Auch die Griechen kannten einen Bewahrer der Himmelsschlüssel oder vielmehr (!) der Schlüssel der Unterwelt. Das war Proteus, dessen Name schon an den des Petrus anklingt. Die „Säulen des Proteus“ entsprechen denjenigen des Atlas und Herakles. So heißt auch Petrus im Galaterbriefe (2, 9) neben Jacobus und Johannes eine der „Säulen“ der Gemeinde zu Jerusalem. Bei den Römern galt Janus als der Himmelspförtner. Er war doppelköpfig, wie Petrus zweideutig und wankelmütig war und zwei Seelen in der Brust des „Felsenmannes“ wohnten (!).

Aber wird denn Petrus nicht eben durch den Galaterbrief als geschichtlich erwiesen? Drews ist wieder selbst auf diese Schwierigkeit aufmerksam geworden und bemerkt über sie:

Selbstverständlich (!) ist die Behauptung, daß der Petrus der Evangelien und der Apostelgeschichte eine mythische Persönlichkeit ist, ganz unabhängig davon, ob es einen Menschen namens Petrus in der Gemeinde zu Jerusalem gegeben hat, auf den das zutrifft, was Paulus Gal. 1, 18 und 2, 11 ff. von ihm berichtet. Man vergesse nie, daß nur der Letztere, aber nicht der Erstere mit einiger Sicherheit bezeugt ist. Ja, es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß der paulinische Petrus, die „Säule“ der jerusalemischen Gemeinde, durch sein zweideutiges Verhalten und seine Wankelmütigkeit die Veranlassung zur Hervorhebung dieses Charakterzuges bei dem Petrus der Evangelien und damit zu der Gleichung Petrus = Proteus = Atlas = Janus = Mithra = Christus geliefert hat.

Wie unwahrscheinlich das alles ist, wie wenig die einander gleichgesetzten Größen wirklich mit einander gemeinsam haben, wurde schon oben durch einige Ausrufungszeichen angedeutet.

Nun bezeichnet freilich auch Drews selbst seine Aufstellungen nur als Hypothesen, die aber nicht gewagter und unwahrscheinlicher seien, als die Konstruktionen, deren sich die historische Theologie bediene. Schon das ist durchaus zu bestreiten, vor allem indes geht es eben nicht an, die Ungeschichtlichkeit der Person Jesu zu behaupten. Das ist das *πρῶτον ψεῦδος**), von dem Drews ausgeht, und auch weiterhin fehlt ihm jeder Blick für das Wahrscheinliche oder auch nur Mögliche. Er hat sich ja mit großem Eifer, wenn auch weniger in die Quellen, so doch in einen Teil der religionsgeschichtlichen Literatur über das Neue Testament hineingearbeitet, aber dabei in kindlicher Leichtgläubigkeit auf jedes eigene Urteil verzichtet und die schlimmste Methodelosigkeit, die bisher auf diesem Gebiet vorgekommen war, noch überboten. Ein deutscher Professor sollte die Abfassung solcher unsre ganze Wissenschaft kompromittierenden Sensationsschriften den Dilettanten überlassen, an denen es ja auch in Zukunft nicht fehlen wird. Carl Clemen

*) Der erste Fehler. D H

Literaturbriefe

20. Ueber „wissenschaftliche“ und religiöse Weltanschauung

Vor mir liegen zwei stattliche Bände über „Monismus dargestellt in Beiträgen seiner Vertreter.“ Herausgegeben von Arthur Drews.*)

Die Idee eines solchen Sammelbuches von Stimmen über den Monismus ist vom Verleger, Diederichs in Jena, ausgegangen. Ich finde Diederichs in manchen seiner Ideen glücklich; in dieser nicht. Das Sammelbuch dieser Art vereinigt die schwachen Seiten der Zeitschrift und des Buchs, ohne ihre Stärken zu kennen. Die Zeitschrift hat etwas Verwirrendes in der Art, wie sie Verfasser, Temperamente, Niveaus durcheinander wirbelt, aber sie will keine Einheit sein und stellt dem Leser die Wahl frei. Das Buch hält ihn ungebührlich lange auf, aber es hält sein Interesse durch ein einheitliches Thema oder doch die einheitliche Persönlichkeit des Verfassers fest. Diese (jetzt, wie es scheint, immer moderner werdenden) Sammelbücher verschiedener Verfasser dagegen sind nur vorgeblich durch die Einheit eines Themas verbunden, ohne daß dies überhaupt der Fall sein kann; denn Jeder (wenn die Leute überhaupt des Kennenlernens wert sind!) sieht die Sache eben doch völlig anders an, und es entsteht, ähnlich wie bei Aphorismensammlungen, die sachlich geordnet sind, der unangenehme Eindruck des Herumgeredes.

Für solche, welche gern mehrere Möglichkeiten monistischer Stellungnahmen kritisch kennen lernen möchten, ohne zuviel Zeit darauf zu wenden, mag die Zusammenstellung immerhin Wert haben. Ich habe außer einigen Stichproben diejenigen Aufsätze gelesen, die sich mit dem Problem der Religion von monistischem Standpunkt aus beschäftigen, dazu, nicht ohne Selbstüberwindung, den orientierenden Einleitungsaufsatz des Herausgebers.

Ich kenne Professor Arthur Drews im Wesentlichen nur aus einem Aufsatz in den Preußischen Jahrbüchern, über den ich leider aus dem Gedächtnis berichten muß.

Im ersten Teil des Aufsatzes entwickelte — oder „bewies“ — der Verfasser die These, daß die Gottheit als unbewußt und unpersönlich vorzustellen sei und nur im Einzelnen zu Persönlichkeit und Bewußtsein gelange, widrigenfalls man in schwere Denknöte gerate. (Was dem Religiösen ziemlich gleichgültig sein wird!) Es ist das eine Anschauung wie andere, welche die religiöse Frage nicht von der Religion, sondern von der Wissenschaft (also von sachfremdem Gebiet) her zu lösen unternehmen — und sie hatte vor anderen voraus, daß sie weniger oberflächlich durchgeführt war.

Dem Verfasser schien es indessen anders. Die Lösung kam ihm vielmehr dermaßen selbstverständlich vor, daß er (wie wir das von Professor Ernst Haeckel gewohnt sind) die Gegnerschaft sich nur aus entweder heilloser Dummheit oder aber — persönlicher Interessiertheit zu erklären vermochte. In der Tat sei das Letztere offensichtlich der Fall: die Theologen könnten nur einen bewußten persönlichen Gott brauchen, weil sonst ihre Mittlerschaft zwischen Gott und Menschen unnötig werde.

Es ist dies eine Methode der Gedankenbildung, die uns allen sehr bekannt ist: es ist die Art, wie Handwerker, Bauern und sonst mit den Bedingungen geistiger Arbeit weniger Bekannte sich das wunderliche Treiben des Arztes, des Geistlichen und des Professors verständlich zu machen pflegen.

Wenn ich recht sehe, gilt es unter anständigen Menschen für erlaubt, Einwände oder Erklärungen, die von diesem Niveau stammen, zu ignorieren. Mir jedenfalls schien dieser Meister erledigt.

Es sei immerhin darauf hingewiesen, daß im Kampf manchesmal Dinge geschehen, nach denen man die Täter nicht erschöpfend beurteilen kann. Der jetzige Einleitungsaufsatz nimmt jedenfalls diesen Beweisgang nicht mehr auf. Er bietet eine bequeme Uebersicht über allerlei monistische Standpunkte, und erinnert nur noch durch die große Selbstverständlichkeit, die er dem Monismus zuweist, an die Stimmung jenes Artikels.

Worin man ihm übrigens auch gerne Recht gibt; — was mich wenigstens am meisten von dieser Art Monismus trennt,

*) Vgl. die Besprechung des Werkes von Titius in Nr. 38 ff. des vorigen Jahrgangs. D H

ist eben dieser niederschmetternde Eindruck von Selbstverständlichkeit. Mit Selbstverständlichkeiten befreit man keine Menschen und erhöht man keine Kultur.

Die Gerechtigkeit erfordert zu berichten, daß durchaus nicht alle Beiträge des Buchs diese Art Monismus vertreten. Zum Beispiel nicht der (vom Euckenschen Standpunkt ausgehende) Aufsatz über Monismus und Ethik. Und aus Schrempfs schönem Stück „Monismus und Christentum“ sei das tiefe Wort zitiert: „Nun gestehe wenigstens ich von mir, daß ich noch weit davon entfernt bin, in dem mannigfaltigen, zerspaltenen und widerspruchsvollen Dasein immer mit Sicherheit das Eine zu *sehen*, das darin sein einfaches und in sich geschlossenes Leben lebt. Für mich und meinesgleichen ist also der Monismus zunächst nur ein *Programm*, das Ziel und Richtung unseres Strebens bezeichnet.“

Mit einem so formulierten Monismus! wird der Fromme stets zusammengehen können, — er wird sogar in ihm seinen eigenen Glauben ausgedrückt zu finden vermögen. Ich persönlich würde freilich gerade von diesem Kriterium aus die Hauptformulierung Schrempfs, wonach Monismus „der Glaube des Denkens an sein Recht“ sei, „ausgedrückt als Dogma über das Wesen der Welt“, mir nicht aneignen können. Indessen wo der Begriff des Denkens so voll und stark gefaßt ist, würde mir andererseits auch nichts daran liegen, meinen Widerspruch zu betonen; es handelt sich ja fast nur noch um Worte.

Ist unserer Zeit der volle eigentliche Sinn des Wortes „Glauben“ nicht mehr zugänglich, weshalb soll man ihr nicht den Gefallen tun, das, was man will, mit einem dermaßen vertieften und bereicherten Sinn des Wortes „Denken“ auszudrücken? Es kommt ja doch auf die Sache an! Legt das Wort „Denken“ das intellektualistisch-rationalistische Mißverständnis nahe, so das Wort „Glauben“ das gewiß nicht minder schädliche eines auf gut Glück oder wohl gar auf Autorität hin Annehmens, während der Ausdruck „sittliche Ueberzeugung“ wieder auf den Moralismus zurücklenkt, von dem wir gerade loskommen müssen.

Es gibt eben nur annähernde Ausdrücke, die als solche sämtlich der Verwechslung mit dem Gebiet ausgesetzt bleiben, aus dem sie genommen sind. Wenn man nämlich eine direkt das Wort „religiös“ gebrauchende Wendung als der Erklärung bedürftig vermeiden will.

* * *

Was die eigentlich religiöse von der vulgär monistischen sogenannt „wissenschaftlichen“ Weltanschauung trennt, ist jedenfalls ganz wesentlich dies, daß die „wissenschaftliche“ vorgibt, mit kalter Logik und wissenschaftlicher Beweisbarkeit ein Gebiet plan vor aller Augen zeigen, beschreiben und demonstrieren zu können, dessen Betretung die religiöse Weltanschauung dem persönlichen geistigen Wagnis und einem durch viele innere Erfahrung geläuterten Sinn vorbehalten muß.

Dies ist der Punkt, wo die Geister sich scheiden und wo keine religiöse Auffassung der Dinge und des Lebens nachgeben kann ohne sich selbst aufzuheben, ihren innersten Charakter, ihr wesentlichstes Kriterium, — sei sie sonst orientiert, wie sie will, an einer historischen Religion christlicher oder buddhistischer Herkunft oder an einer der Absicht nach rein auf gegenwärtige Lebenserfahrungen gegründeten Anschauung.

Uns äfft hier, wenn ich recht sehe, der Traum von einer rein wissenschaftlichen Philosophie, die zugleich Weltanschauung sein soll. Eine solche gibt es nicht, hat es nie gegeben und kann es der Natur der Dinge nach nicht geben.

Dagegen mag es sehr wohl sein, daß ein tief eingewurzeltes Verlangen den Menschen treibt, seine aus den verschiedenartigen Quellen stammenden Erkenntnisse oder erkenntnisartigen geistigen Schöpfungen denkend zusammenzudichten. Und den Charakter solcher Dichtung haben bisher alle „Philosophien“ gehabt.

Jenes Verlangen hat sich seit dem Auftreten der Inder und der Griechen als außerordentlich mächtig in der Kulturentwicklung erwiesen, — Grund genug, seine Befriedigung sehr ernst zu nehmen. Es ist durchaus nicht nötig die Sache dahin zu übertreiben, daß es sich um ein in der Natur des Menschen gelegenes elementares Bedürfen handele.

Die Rede von solchen in der Natur des Menschen gelegenen, sie erst konstituierenden Dingen ist vielmehr als eine schlimme Gefahr für den Kulturfortschritt einzuschätzen. Sie hat noch immer dazu gedient, eine bestimmte Linie der Entwicklung zu monopolisieren.

So auch hier. Was bedeutet denn die Berufung auf den angeborenen Trieb, als daß die Frage an der Stelle, wo sie eigentlich erst anfängt, durch einen unsachlichen Machtspruch zu gunsten einer bestimmten Möglichkeit entschieden werden soll! Was jenem angeblichen „Trieb der Vernunft zur Einheit“ oder wie man diese mythologische Größe sonst benennen will, zu grunde liegt, das wird doch wohl der Trieb oder Wille des Menschen sein, sich gegen Welt und Schicksal zunächst durchzusetzen, dann sie unter sich zu bekommen, zu beherrschen. Während die Philosophen darüber streiten, ob die Welt materialistisch, spiritualistisch, hylozoistisch, dynamistisch oder wie sonst zu erklären sei — man sehe die Liste bei Drews durch — haben sie praktisch nie daran gezweifelt, daß jedenfalls das geistige Element der gegebene Hebel für alles Weitere sei, und ihre Philosophien waren Versuche dazu.

Es ist nun aber sehr wohl möglich, daß das Ziel auch auf einem ganz anderen Wege verfolgt wird. Es ist sehr wohl denkbar, daß man sich in stärkerem Maße als bisher der Tatsache bewußt werde, wie doch eine Einheit des Weltbildes für diesen Zweck garnicht nötig ist, ja wie die bisher gesuchte immer nur eine Spiegelung der Einheit des Bewußtseins war, welches sich der Welt mächtig machen wollte.

Das Selbstbewußtsein des Menschen als eines zu eigener innerer Einheit, Geschlossenheit und Besonderheit anstrebenden, zur Weltherrschaft berufenen und sie jedenfalls wollenden Wesens — das ist die wahre Einheit, der wahre Drang zur Einheit. Es ist denkbar, daß der Mensch auf dem Wege ist, diese eigene innere Einheit so stark zu empfinden, daß ihm ihre trüben Spiegelungen in den Einheiten der möglichen Weltbilder zwar immer ein Genuß und eine Erhebung, aber keine geistige Notwendigkeit mehr darstellen.

Ja, es ist denkbar, daß er das Bewußtsein dieser inneren Einheit gerade durch den freien Gebrauch vieler und verschiedener Weltbilder am stärksten zu genießen sich im stande fühlt.

Ein kräftiger und sozusagen wuchtiger gewordenes Bewußtsein eigener innerer Einheit als eines allen Dingen überlegenen eigenen Kräftezentrums wird sich vielleicht am stärksten gerade in der Unbefangenheit dokumentieren, mit welcher ein solcher innerlich erstarkter Mensch die verschiedenen Philosophien oder Weltanschauungen sich dienstbar machen, von einer asketisch-dualistischen sich schleifen und härten, von einer wissenschaftlichen sich im Stoff der Welt orientieren, von einer ethischen sich treiben, von einer ästhetischen sich reich machen, von einer religiös-monistischen sich erheben und beruhigen lassen wird, — oder wie er sonst die Kräfte verteilen wird.

Dies wird der Moment sein, wo der Mensch wieder auftauchen wird aus dem trüben Nebelmeer der Meinungen über den Menschen.

Das wird auch der Augenblick sein, wo die Philosophien und Weltanschauungen dasjenige Moment freiwillig aus sich ausscheiden werden, das sie jetzt so unerträglich macht und aus Werkzeugen zu Tyrannen des Menschen werden läßt: die Prätension ihrer wissenschaftlichen Beweisbarkeit als letzter Wahrheiten.

Was diese Prätension so besonders gefährlich macht für die Entwickelung, das ist, daß sie die Kräfte des Menschen irreführt, die Kräfte, welche die ausschlaggebenden für eine Weltanschauung sein müssen, zurückschreckt und entmutigt, und diejenigen Geister, welche an Kraft der Seele etwas zu sagen hätten, an den dafür völlig inkommensurablen Formelkram der Philosophien weist. i. V. *Arthur Bonus*

Kleine Mitteilungen. Unsre Calvinnummer, mit Beiträgen von fünfzehn Universitätstheologen, wird unter dem 8. Juli erscheinen.

In voriger Nummer Spalte 586 Zeile 25 ist für *Grund* zu lesen: *Grad*. Zu Spalte 612 Zeile 14 v. u. nachträglich: unter dem Druck der öffentlichen Meinung hat sich der Deutsche Verein jetzt die Forderung der Lehrer zu eigen gemacht. Zu Spalte 614 Zeile 16:

neueste Statistik nach deutschen Grundsätzen berechnet den Kapitalverlust auf 111 957 300 Mk., schreibe Einhundertzwölf Millionen. R

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Plauen. Mittwoch 30. Juni 3/4 4—7 Uhr Hotel Plauener Hof Melanchthonstr.: Die Probleme des inneren Lebens. Pastor Jehring-Kärbitz.

Versammlungskalender

3.—7. Juli Calvinfeier Genf
5. 6. „ Deutsche Lutherstiftung Langenberg, Westfalen
4.—17. August Ferienkurse Jena (11.—17. Religion und Religionsunterricht)
24.—27. September Evangelischer Bund Mannheim
21.—23. „ Deutscher Protestantentag Bremen
27.—30. „ Gustav Adolf Verein Bielefeld
28.—30. „ Freunde der Christlichen Welt Eisenach
4.—7. Oktober Kongreß für Innere Mission Stuttgart

Ihre am 2. Juni vollzogene **Vermählung** zeigen an

Elgeti, Pastor in Zanow
Margarete Elgeti, geb. Eisentraut

Geistlicher, welcher im Sommer Norwegen besucht und bereit wäre, am 18. Juli in Christiania Gottesdienst abzuhalten, wird um Adressenangabe gebeten.

Vorstand der deutsch-evangelischen Gemeinde in Christiania, Krusesgade 5 B.

Gebildete Dame sucht **Pension** auf dem Lande; Pfarrhaus bevorzugt. Preisofferten postlagernd **Charlottenburg**, Posta. 4: T 100.

Venedig Christl. Hospiz Campo S. Angelo Pension 5—6 Lire.

Eine Lehrerswitwe sucht in einer **Gymnasialstadt** eine Stellung als **Hausdame** in einem Hause oder in einer Anstalt, und zwar gegen freie Station für sich und ihren 14jährigen Sohn, der das Gymnasium besuchen soll. Näheres durch Professor **Niebergall, Heidelberg.**

Prediger-Gesuch

In den **freiprotestantischen** Gemeinden **Rheinhessens** (über 3000 Seelen) ist die Stelle des Predigers bis zum 1. September d. J. durch jüngeren Theologen **entschieden liberaler Richtung** neu zu besetzen.

Anfangsgehalt 3000 Mark und 200 Mark Entschädigung für Dienstreisen.

Bewerbungen mit Zeugnissen sind einzusenden bei dem Schriftführer Herrn **Jakob Jene II, Blödesheim** bei Alzey in **Rheinhessen.**

Auskunft erteilt der seitherige Prediger Herr Pfarrer **Bucksath in Alzey.**

Der Vorstand:
Karl Best, Wiesbaden

Sanatorium Tannerhof ... Bayrisch Zell ...
800 Mtr. Ländl. Erholungsst., famil. Charakt., vorw. veget. Küche, physikal. diätet. Behandl., Lufthütten, Bergsteigen im Luftbad, Alm 1200 m. Helferinnensystem, kein Trinkg. Wintersport. Prosp. Dr. v. Mengershausen.

Erholungsheim Anker
im Ostseebade **Henkenhagen** bei Kolberg
Freies Seebad. Großes Luft- und Sonnenbad im Walde
Spezialität:
Wärmekultur nach Dr. med. Winsch, Badearzt in Henkenhagen
Siehe die Schrift von Dr. Winsch: „Ueber Wärmekultur, ein Fortschritt der Lebens- und Heilkunst und ein Beitrag zur höheren Entwicklung des Menschen". 2. Auflage. 55 Pfg.
Prospekte gratis durch die Besitzerin **Frau Josefa Grube.**

Nordseebad Büsum in Holstein
(Bahnstation)
Seefahrten, Seehunds- und Entenjagden, Wattenlaufen.
Prospekte gratis durch Badekommission.
Grüner Strand
Damen-Herren und Familienbad

PIANOS von Mk. 380 an **HARMONIUMS** von Mk. 33 an
Höchster Rabatt. Kleine Raten. **Pianos und Harmoniums zu vermieten.**
Prachtkatalog Mk. 6 gratis. Größter Umsatz. Allergünstigste Bezugsquelle. Firma 1851 gegr.
WILH. RUDOLPH, Hoflieferant, **GIESSEN** Obweg 153

Suche für meine beiden Söhne, Sekundaner und Tertianer des Gymnasiums, einen **Candidaten** oder **Studenten** in älterem Semester zur Beaufsichtigung der Schularbeiten resp. als **Hauslehrer.**
Gef. Offerten mit Gehaltsansprüchen erbittet **M. Fick**, Apotheker, **Eisenach**, Kapellenstr. 11 c.

Dürer-Goethe
Gott und Welt
Randzeichnungen Dürers aus dem Gebetbuche Kaiser Maximilians mit d. ausführlichen Besprechung von Goethe. Erste billige Ausgabe der berühmten Dürerschen Zeichnungen. Im Format und in den Farben des Originales. 2.50
Soeben erschienen!
Verlag von **Fritz Heyder, Berlin SW. 11**

Herdersche Verlagshandlung, Freiburg i. Br.
Soeben sind erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:
Herders Jahrbücher
Jahrbuch der Zeit- und Kulturgeschichte
1908. 2. Jahrg. Herausg. von Dr. **F. Schnürer.** Lex.-8°. Geb. *M.* 7.50.
Jahrbuch der Naturwissenschaften 1908 bis 1909.
24. Jahrg. Hrsg. von Dr. **Jos. Plaßmann.** Mit 28 Abb. Lex.-8°. Geb. *M.* 7.50.
Die beiden Jahrbücher bilden, sich gegenseitig ergänzend, ein Orientierungsmittel auf allen Gebieten des Geisteslebens unserer Tage. In den weitesten Kreisen der Gebildeten wird diesen von zahlreichen Fachmännern scharf gezeichneten Jahresrückblicken lebhaftes Interesse entgegengebracht. Probehefte kostenfrei.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart
Auf Gegenseitigkeit. Gegründet 1875.
Kapitalanlage über 68 Millionen Mark.
Unter Garantie der Stuttgarter Mit- u. Rückversich.-Akt.-Gesellschaft.
Lebens-, Unfall-, Haftpflicht-Versicherung.
Versicherungsstand: 770000 Versicherungen.
Prospekte kostenfrei.
Vertreter überall gesucht.
Zugang monatlich ca. 6000 Mitglieder.

Bilder aus dem Käferleben
Dies ist der Titel des neuesten Buches von Prof. Dr. K. Lampert (124 Seiten, 5 Tafeln, 35 Textbilder). Enthält die Lebensgeschichte verschiedener einheimischer Käfer, schildert Vorkommen, Nahrung, Sorge um die Nachkommenschaft, Lebensweise der Larven usw. Bequemes Taschenformat. Gegen Einsendung von nur M. **1.50** erfolgt Frankozusendung eines geb. Expl. vom Verlag **Strecker und Schröder in Stuttgart** K. 20. Umsonst und portofrei sendet die Firma auf Verlangen ihren illustr. Prospekt über „Naturwissenschaftliche Wegweiser".

Man verlange
Probenummern
vom Verlag der Christlichen Welt.

Erlangen
Universität
Hier blinkt noch die goldene Burschenfreiheit!
Anmutige Umgebung. **Fränkische Schweiz.** Nahverkehr mit **Nürnberg** und **Bamberg.** Nach **München knapp 4 Stdn. Fahrzeit.** Verkehrsverein.

Jung's alkoholfreie Weine
Auf allen beschickten Ausstellungen mit höchsten Auszeichnungen prämiiert
D. R. P. und Auslandspatente
Keine unvergorenen süssen Traubensäfte, sondern vergorene Traubenweine, denen der Alkohol entzogen und das natürliche Weinaroma erhalten ist. Sie bieten daher vollen Weingenuss ohne die schädliche Nebenwirkung des Alkohols.
Ein Lieblingsgetränk für jeden Weinkenner wegen des hervorragenden Wohlgeschmacks.
Als Kurmittel von Aerzten mit Vorliebe verordnet für Kranke und Rekonvaleszenten wegen der grossen Bekömmlichkeit.
Ein ideales Genussmittel für jede Familie spez. auch für Kinder.
Alleiniger Hersteller:
Carl Jung, Lorch i. Rhg., Weingutsbesitzer
Aelteste und grösste Kellerei vergorener alkoholfreier Weine
Zweigniederlassungen:
St. Margrethen (Schweiz) — Bregenz (Oesterreich)
Man verlange Preislisten und Anerkennungsschreiben C. W.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu zwei Beilagen: ein literarischer Prospekt von der Verlagsbuchhandlung Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen (Die Schriften des Alten Testaments); und ein Flugblatt vom Bund Deutscher Bodenreformer in Berlin (Die Reichszuwachssteuer, die Gewerbetreibenden und die Beamten)